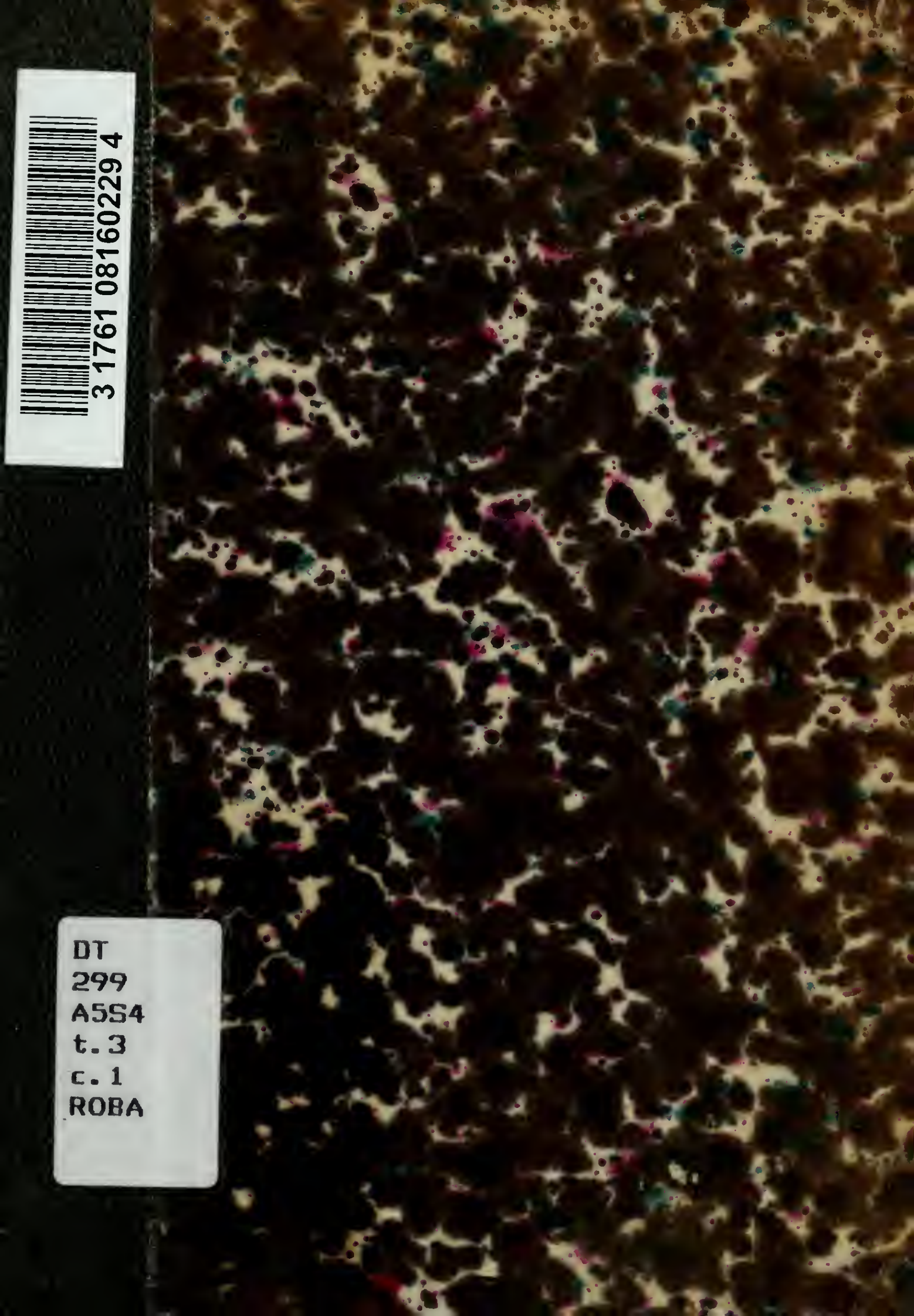








Der climatische Curort

Algier.

Schilderungen nach dreijähriger Beobachtung

in Stadt und Provinz

zugleich

ein Rathgeber für Reise und Aufenthalt

von

Otto Schneider.

Dritter Band:

Von Algier nach Oran und Tlemcen.

DRESDEN, 1878.

G. Schönfeld's Verlagsbuchhandlung.

Von

Algier nach Oran

und

Tlemcen.

Algerische Reise- und Lebensbilder

von

Otto Schneider und **Dr. Hermann Haas.**

Motto:

Gottes ist der Orient,
Gottes ist der Occident,
Nord- und südliches Gelände
Ruht im Frieden seiner Hände.

Goethe.

DRESDEN, 1878.
G. Schönfeld's Verlagsbuchhandlung.

Herrn Baron

Julius von Soden,

Kaiserlich deutschem Consul zu Canton in China,

vormaligem Consul zu Algier,

dem liebenswürdigen Berather und treuen Beschützer seiner Landsleute in fernen Landen

in

freundschaftlicher Verehrung

gewidmet

von den

Verfassern.



Vorwort.

Manche deutsche Reisende, mit welchen ich in den Wintern 1871—72 und 1872—73 in Algier zusammentraf, hatten die Reise hin oder zurück über Spanien bewerkstelligt und hierbei nothwendiger Weise die algerische Provinz Oran berühren müssen. Vermissten diese Wenigen bereits ein deutsches Buch über das allgemein Sehenswerthe in derselben, so vermehrte sich deren Zahl noch um vieles mehr, seitdem auf der pyrenäischen Halbinsel der unselige (Dynasten- und) Bürgerkrieg beendet und mit diesem ein grosser Theil von Reisegefahren verschwunden ist; auch wohl noch deshalb, weil auf dieser Route die Seefahrt bedeutend verkürzt wird. Ich nahm mir darum vor, bei meiner sechsten Wiederkehr nach Algerien auch die Provinz Oran zu besuchen, eine Beschreibung derselben auszuarbeiten und dieser die Schilderung meiner letzten schwierigen Seereise nach Algier, sowie der Veränderungen, welche daselbst seit dem Erscheinen der beiden ersten Theile meines Buches „Der climatische Curort Algier" vorgekommen sind und mich von allgemeinem Interesse dünkten, mit beizufügen. Hiermit und mit einem Saisonbilde aus neuerer Zeit und der Beschreibung einiger mohammedanischer Feste und Gebräuche, welche sich vorher meiner Beachtung entzogen hatten, auch mit einer Beobachtung über das Verhältniss der mohammedanischen Eingeborenen zu den christlichen Immigranten, glaubte ich nicht allein mein Werk

zu vervollständigen, sondern dasselbe auch womöglich neu zu beleben oder zu verjüngen.

Leider verstattete jedoch am Ende des Februar 1876 das häufige Umspringen der Winde meinem dafür so empfindlichen Körper es nicht, die Reise nach Oran und Umgegend, zu welcher ich vorher meinen jungen Freund, Herrn Dr. Hermann Haas bereits als lieben Gefährten gewonnen hatte, zu riskiren. Ich musste denselben, so schwer es mir auch wurde, allein ziehen lassen und sah schon das Project meines dritten Theiles aufgegeben, als mir Herr Dr. Haas das überaus freundliche Anerbieten stellte, seine Reiseeindrücke und Erlebnisse, sowie sein Urtheil über das französische Colonialwesen mit meinen Arbeiten zu einem Ganzen verschmelzen zu wollen. Obwohl ich mir sagen musste, dass er damit den Löwenanantheil der Arbeit auf sich nahm, ging ich doch dankbarst auf diesen Vorschlag ein und übergebe denn somit einer wohlwollenden Kritik und dem Publicum die von mir und Herrn Dr. Haas gemeinsam verfasste Arbeit zu freundlicher Aufnahme. Da jedoch mehr als meine dreiundsechzig Jahre mich meine Kränklichkeit bedrückt, so nehme ich mit dem kleineren Antheile, der mir in Wirklichkeit an diesem Buche zukommt, hiermit zugleich von den lieben Lesern dankbaren Abschied. Denn sollte die zunehmende Frequenz der Reisen nach dem sonnigen Afrika in wenigen Jahren eine vollständig neue Auflage des Gesammtbuches nöthig machen, so wird sich derselben allein mein jetziger Herr Mitautor Dr. Haas unterziehen.

Dresden, Juni 1878. *Otto Schneider.*

Inhalts-Verzeichniss.

Capitel I.

Seite

Das sechste Mal nach Algerien, eine schlimme Meerfahrt 1

Capitel II.

Wieder in Algier, General Chanzy, Veränderungen daselbst seit Erscheinen der Fortsetzung dieses Buches, die Wintersaison 1875—76 10

Capitel III.

Mohammedanische Lebensbilder.

a) Ein mohammedanisches Beschneidungsfest 21

b) Das Ait el Kebsch oder Hammelfest 23

c) Der Arzt Ben Abder Rachman 25

d) Das Begräbniss eines Marabut 26

e) Das Verhältniss der eingeborenen mohammedanischen Einwohner zu der christlichen Einwanderung 29

Capitel IV.

Das Project einer Kumysanstalt des Dr. Landowsky. Ein Ausflug über Staouéli nach Tipaza und Cherchel und zurück über Marengo und El Affroun nach Algier 32

Capitel V.

Die Bahn von Algier nach Oran 45

Capitel VI.

Oran.

a) Verbindungen Orans mit andern Orten durch Dampfschifffahrt . . . 68

b) Allgemeine Notizen 74

Aus der Geschichte Orans 70

Bevölkerung 72

Die Stadt selbst 75

Orans Hafen 77

Colonistendörfer in der Umgegend von Oran 78

Seite

Capitel VII.

Von Oran über Aïn Temuschen nach Tlemcen 84

Capitel VIII.

Tlemcen.
Aus Tlemcen's Vergangenheit. Tlemcen's Name: Pomaria, Dschidda. Tlemcen als bedeutendste Handelstadt unter den Almoraviden; als Hauptstadt eines grossen Königreichs unter den Beni Zeyan. El Kissaria, die Frankenstadt. Tlemcen's Verfall und Schicksal. „Die Tlemcener Elle". 92

Capitel IX.

Das Tlemcen unserer Tage.
Das heutige Tlemcen. Der Meschuar. Die Moschee des Meschuar, eine Schlosscapelle. Die arabische Stadt. Eine Karawane aus der Sahara. Ein marokkanischer Schlangenbeschwörer. Gaukler und Mährchenerzähler. In der Zauja der Fakire des Mulah Saah. Ueber arabische Musik. Der Tanz der Fakire. Noch einmal die Jünger des Sidi Mohammed ben Aissa. 104

Capitel X.

Die Moscheen von Tlemcen.
Die Bedeutung der Moschee im Islam. Die grosse Moschee. Des Sidi Ahmed Grab und seine poetische Grabschrift. Die Moschee des Bel Hassen. Eine gemischte Schule. Grab und Moschee des Sidi el Halui vor Tlemcen. Die Geschichte vom Kuchenväterchen. Von Tlemcen's weisen Männern und den weissen Damen: Seïda Reriba und Lalla Er Ruya 126

Capitel XI.

Ein Ausflug nach El Oebbad, der Stadt des Sidi Bumedin.
Mokbara, die Todtenstadt. Das Grab des Senussi. Zekri der Weber. El Oebbad. Ein Wort über die Fatalitätslehre und die mystische Richtung im Islam. Sidi Bumedin und seine Geschichte. Mausoleum, Moschee und Medersa des Bumedin. Ibn Khaldun, der Geschichtschreiber. Die Wasserfälle des Saf-Saf 139

Capitel XII.

Die Ruinen von El Mansurah.
Das Trümmerfeld von El Mansurah. Die Ruinen der grossen Moschee und des Minarets. Die Geschichte von El Mansurah, der Siegreichen; eine zweite trojanische Belagerung. Die Sagen über El Mansurah. Die Geschichte vom jüdischen Baumeister. Die Legende von Aïscha und ihrem Kalbe. Ruinen in der Umgebung von El Mansurah 157

Seite

Capitel XIII.

Algerien als französische Colonie 172
1. Ueber die Verhältnisse am Grund und Boden.
a) Die Militär-Colonien Sulla's und die Soldaten-Colonien des Marschalls Bugeaud. b) Die officielle Colonisation; das Concessionensystem. Nachtheile dieses Systems. c) Der Verkauf des vermessenen und abgetheilten Bodens an den Colonisten, das einzig richtige Princip. d) Die unentgeltliche Vergabung von Ländereien an Corporationen, öffentliche Anstalten und Gesellschaften zum Zwecke gemeinnütziger Unternehmungen. Missbräuche. Vereinigungen zur Beförderung der Colonisation. Die Colonisation Algeriens durch die Waisenkinder der französischen Hauptstadt. e) Vertheilung von Grund und Boden unter Eingeborenen einer- und Colonisten andererseits. Ueber das arabische Eigenthumsrecht an Immobilien. Neuere, darauf bezügliche Gesetze 174
2. Algerische Strassen und Eisenbahnen.
a) Algerische Strassen. Ein römisches Strassennetz in der Kabylie. b) Eisenbahnen in Algerien, Rentabilität. Eine Eisenstrasse quer durch ganz Algerien und eine Linie vom Meere bis zur Sahara. Projectirte Bahnen 189
3. Der algerische Handel.
Aufschwung desselben seit dem Jahre 1830. Eine tabellarische Uebersicht über Einfuhr und Ausfuhr. Fortschritt der Schifffahrt. Zusammenstellung der wichtigsten Einfuhrartikel. Die Folgen des Nothjahres 1867 für die Ausfuhr. Die wichtigsten Ausfuhrartikel. Zwei algerische Specialitäten: Halfa und Crin végétal. Die verhasste Zwergpalme werthvoll im Dienste der Industrie.
Anhang: Moralischer Aufschwung; zur Statistik der algerischen Schulen 195
4. Die eingeborenen Rassen und die Colonisation.
a) Der Nomade der Steppe und der Araber im Tell. Der Araber ein schlechter Ackerbauer. Der Krammes im Dienste der christlichen Colonisten. Aussterben der arabischen Rasse. b) Der Kabyle als Landmann in der Heimath und als Arbeiter in der Fremde. Die kabylische Rasse werthvoll für die Colonisation. Macht der Civilisation. Wünschenswerthe Reformen. Schluss 202



Capitel I.

Das sechste Mal nach Algerien, eine schlimme Meerfahrt.

Am 11. October 1875. So wäre ich denn wieder in dem lebensvollen Marseille, wieder an den Gestaden des mittelländischen Meeres, die, wo sie dasselbe auch umrahmen, als die Heimstätte alter menschlicher Cultur mir entgegentreten. Ich habe sie deshalb stets mit einer gewissen Ehrfurcht begrüsst und versucht, alle die wechselvollen Ereignisse, welche im Laufe vorgeschichtlicher und geschichtlicher Zeiten sich hier abspielten und mächtige Völker hoch erhoben, um sie nachher desto tiefer zu stürzen, vor meiner Seele als möglichst zusammenhängende, buntgefärbte Bilder vorüberziehen zu lassen. Den Wogen vergleichbar, welche im ununterbrochenen Spiele auf- und niedersteigend, an diesen classischen Ufern sich brechen, steigen nach einander die verschiedensten Nationen zum höchsten Glanze auf: Aegypter, Phönizier, Assyrer, Perser, Araber, Hellenen, Römer, Germanen, sowie Völker romanischer und germanischer Zunge haben sich hier im erbitterten Kampfe um's Dasein die Palme entrissen.

Doch nicht allein deshalb sind diese Gestade mir interessant und theuer, sie sind es mir auch durch ihre

wunderbare Schönheit, ja Grossartigkeit ihrer Formation und durch die Milde des Climas, welches auf ihnen ruht. sowie der prächtigen Vegetation wegen, welche sie bedeckt. wo nicht durch frühere Barbarei auf vielleicht immer die Existenz grösserer Pflanzenarten vernichtet wurde. Mein Weg geht wieder nach Algerien; es ist das sechste Mal, dass ich dort von der Sonne Afrikas während eines längeren Aufenthaltes mir eine, wenn auch nur vorübergehende Besserung meiner Leiden zu erbitten komme und ich hoffe. sie lässt auch diesmal meine Erwartung nicht ganz zu nichte werden. Ich habe für mich und den bewährten Diener bereits zu der morgen Nachmittag 5 Uhr beginnenden Fahrt in dem als Schnellläufer bekannten Boote Bastia der Valéry-Gesellschaft Plätze in erster und zweiter Kajüte genommen. Seien die Dioscuren der Reise günstig! Leider lässt der Mistral, welcher heute weht und die blauen Wellen weiss krönt, kaum eine ruhige Fahrt erwarten. Die Sonne scheint aber so warm und zudringlich in meine Fenster, in die des Hôtel du Louvre et de la Paix, dass es mich nach eingenommenem Frühstück nicht mehr im Zimmer hält und versagen mir auch zu einer Promenade durch die Stadt nach der langen schönen, Prado genannten, Platanen-Allee, den Boulogner Anlagen, und von da die Serpentinenstrasse entlang, welche sich zum Meere hinwendet und am Hafen endet, die kranken Füsse den Dienst, so ist gern einer der mit corsischen oder algerischen flinken Rossen bespannten Fiaker bereit, zu meinem Vorhaben mir seine Dienste anzubieten. Das unter dem Namen Château d'Eau bekannte Museum betrachtete ich in edler Vollendung beim Vorbeifahren. Während in Deutschland jetzt allüberall Strauch und Baum das bunte Herbstgewand

schon angezogen hatten, bemerkte ich in Marseille noch kein gelbes Blatt; die Natur prangte noch im frischen Grün. Die überall reichliche Bewässerung der Stadt und der Seewind hatten den Sommer noch gewahrt. In den Boulogner Anlagen, einer Nachbildung des Wäldchens gleichen Namens bei Paris und wie dieses sauber gehalten, erfreute mich unter den vielen Zierbäumen, speciell der Nadelhölzer, der vortreffliche Stand einiger Cedern- und Cypressenarten, sowie der Wellingtonien. Auch erglänzten noch in Sammet und Seide die prächtigen Coleus- und Alternantheren-Bosquets, hier und da den grünen Teppich unterbrechend. Dem an der Spitze der Anlagen befindlichen Museum habe ich ebenfalls nicht Zeit, einen Besuch abzustatten, auch nicht dem über der Serpentine gelegenen, mit herrlicher Aussicht lockenden Restaurant „La Réserve", an das sich so angenehme Erinnerungen für mich knüpfen, sondern eile nur noch zum Hafen, welcher mit zahlreichen Schiffen besetzt, durch seinen ausserordentlichen Verkehr, mich wie sonst auch diesmal angenehm anmuthet, weil ich hier stets die Arbeit mit zufriedenem Gesichte verrichten sah. Ja sogar bei Lohnunzufriedenheit beobachtete ich hier schon mehrfach, wie eine Mehrforderung mit heiterstem Gesichte gestellt und mit ihm die schliessliche Einigung erzielt wurde. Freilich erhoben sich dabei die Stimmen wohl um ein Bedeutendes und wurden durch Gesticulationen unterstützt, wie das eben bei allen südlichen Völkern ja immer üblich ist.

An der Table d'hôte im Hôtel sass ich zwischen zwei Herren, deren Gesichtszüge zwar ihre deutsche Abstammung zu verrathen schienen; doch quälten wir uns alle drei ab, in dem minder geläufigen Französisch eine Unterhaltung

zu führen, bis eine deutsche Bemerkung, welche ich dem deutschen Oberkellner machte, uns alle drei von dem Banne, in anderer Sprache als der mütterlichen zu reden, befreite. Von dem Moment an wurde das Gespräch natürlich weit belebter und ich lernte in meinen beiden Nachbarn einen gemüthlichen Schwaben und einen heitern Rheinländer kennen, mit denen ich noch lange im bananen- und palmengeschmückten Hofraum bei einer Tasse Kaffee und einer guten mitgebrachten Havanna-Cigarre fortplauderte. Da ich auf verschiedenen Reisen durch Frankreich und Italien Gelegenheit zu bemerken hatte, wie oft unerwartet deutsch verstanden und gesprochen wurde, so finde ich es für Diejenigen, welche einer der beiden romanischen Sprachen unvollkommen mächtig sind, stets angezeigt, mit ihrem Deutsch gleich einen kleinen Versuch zu machen; er wird öfter als gedacht lohnen und die Reise sehr verannehmlichen können.

Am 12. October. Der Wind bläst stark und kalt; der Himmel ist mit Grau bedeckt und das Meer stimmt ebenfalls mit dieser dunkeln Färbung überein; auch tummeln sich die Möven, die Vorboten des Sturms, in der Nähe des Hafens, im hastigen Fluge auf- und niederschiessend und gellenden Schrei ausstossend. Die Ueberfahrt wird wohl nicht so glatt gehen, wie jeder Reisende es wünscht. Nachmittags vier begebe ich mich auf unser Boot. Ich kann mich bald überzeugen, dass es übervoll mit Reisenden besetzt ist. Die Gesellschaft besteht ausser uns lediglich aus Franzosen aller Altersklassen und beider Geschlechter, einer grossen Zahl gefangener Militärs, welche auf afrikanischen Boden ihre Strafe verbüssen sollen und aus einigen

Arabern und dicht verschleierten Araberinnen, welche in ihre sonnigere Heimath zurückkehren. Um 6 Uhr wurden die Anker gehoben; kaum hatte aber die Maschine ihre Bewegung begonnen, als selbst noch im Hafenbereiche das Boot einige heftige Schwankungen verrieth. Ich verzichtete deshalb gern auf das bereits unter Längs- und Querschnürungen wohlservirte Diner, hatte ich doch im Hôtel mich schon für die Fahrt genügend gestärkt und eilte nun meiner Cabine zu, welche aus vier Schlaflagern je zwei übereinander bestand und in welcher sich ausserdem noch ein kleines Sopha befand, um auf meinem Raume in horizontale Lage hingestreckt der Seekrankheit vorzubeugen. Ich sollte nicht lange allein sein, nicht nur die drei andern Lager wurden eingenommen, nein, auch das Sopha, welches nur unserer Bequemlichkeit dienen sollte, fand seine Niessbraucher in einem Vater und seinem fünfzehnjährigen Sohne. Ebenso ging es in anderen Cabinen zu und von allen Seiten hörte man bald ein Aechzen, Stöhnen und Würgen, was nur durch das Poltern auf dem Schiffe und in dessen Bauche noch oft genug übertönt werden konnte. Immer höher gingen die Wogen mit Eintritt in den gefürchteten Löwengolf, so dass mit unendlich geringen Ausnahmen, zu denen ich glücklicher Weise zählte, alles seekrank wurde. Vater und Sohn in unserer Cabine waren von dem Sopha herabgerollt und wälzten sich stöhnend auf dem Fussboden, den sie mit Schuhwerk, Hutschachteln, Mantelsäcken etc. theilten und welche bald über, bald unter sie zu liegen kamen oder an ihre Glieder schlugen. Dazu kam mindestens alle halbe Stunden die Frau und Mutter unserer Sophaleute aus ihrer Damencabine herzugewankt, um der Angst ihrer Seele, wegen Untergang's unseres Schiffes, gegen die Ihren Luft

zu machen. Die Maschine arbeitete unterdessen ruhig weiter, doch hob sich unser Boot nicht nur und senkte es sich, nein, es wälzte sich auch gleichzeitig nach links und rechts, so dass man allerdings aller Energie bedurfte, um sich auf der schmalen Lagerstätte zu erhalten. Auf dem Decke war in Einzelkästen etwa ein Dutzend Pferde, starke Arbeitsgäule, einstallirt und man hatte, ich weiss nicht ob aus Geiz des Eigenthümers oder Nachlässigkeit der Schiffsadministration, es unterlassen, sie durch die üblichen Leibgurte in einer Art von Schwebe zu erhalten. Deshalb brachen die bedauernswerthen Geschöpfe in Folge der allseitigen Schwankungen unaufhörlich polternd zusammen, und wirklich zeigte es sich am beginnenden Morgen, dass zwei Stück davon diesen Strapatzen erlegen waren. Sie wurden bald dem Meere übergeben.

Als wir etwa um zehn Uhr Morgens Minorca, die erste der Balearen erreichten, liess der Sturm nach, doch blieben die Bewegungen des Schiffes immer noch heftig genug, ja als um fünfeinhalb Nachmittags die letzte dieser Inseln passirt wurde, erhob er sich von Neuem mit Macht; trotzdem steuerten wir muthig in's offenere Meer. Eine fürchterliche Nacht folgte, kein Stern am Himmel, wohl aber ergoss sich aus demselben der Regen in Strömen und dazu spritzten noch die sturmgepeitschten Wogen oft genug so stark über Deck, dass sie alles, was darauf und darüber angebracht war, wegzuspülen drohten. Wohin die Deckpassagiere sich gerettet, weiss ich nicht, doch auf dem Deck konnten sie sich nicht aufgehalten haben. Ach, wenn es nur erst Tag wäre, so dachte gewiss ein Jeder oder eine Jede, denen die Möglichkeit des Denkens von der Seekrankheit nicht geraubt war; sollte uns doch aller

Voraussicht nach der Morgen die afrikanische Küstenregion zeigen. Arge Täuschung! Das Morgenroth trat wohl zur rechten Zeit ein, aber der Schiffsarzt, welcher nach unserem schwerkranken Sophamann sah, erzählte uns, dass wir in dieser Nacht in die Nähe der italienischen Insel Sardinien verschlagen gewesen wären und dass wir eben mit unsern Curs wieder auf die Insel Minorca zuhielten, an der wir bereits gestern Morgen vorübergefahren waren. Eine schöne Ueberzeugung war es, die wir gewonnen, nämlich die eines in Sorge und Noth verlebten, verlorenen Tages. Nun, das war freilich eben nicht zu ändern; da der Orkan jedoch nachgelassen, nur die Wellen sich nicht beruhigen wollten, folgten doch nicht wenige Passagiere der Einladung zum Frühstückstische und sprachen demselben mit entleertem Magen tüchtig zu. So blieb man auch, nachdem abgedeckt worden, noch im Speisesaale vereinigt; seetüchtige Musikdilettanten klimperten nach einander auf dem genugsam verstimmten Pianino und eine Dame, der mit der Jugend auch die Stimme unwiederbringlich entronnen war, stimmte sogar die Gnadenarie aus Robert le diable an, zu der sie ein talarirter Geistlicher accompagnirte, als ein paar Wogen gänzlich unerwartet unser Schiff so hoch emporhoben und wieder fallen liessen, dass Alles, was sich vorher wieder munterer Gesichtsfarbe erfreute, sofort erblich und daraus in der That jetzt die Geisterscene aus derselben Oper wurde, doch ohne Musikbegleitung, denn auch diese war verstummt. Doch sass der Schwarze noch wie versteinert vor dem geöffneten Instrumente, da aber die Töne, welche sich jetzt seinem Busen entrangen, gar so schauerlich klangen und sogar einen nahe bevorstehenden Ausbruch des Vesuv vermuthen liessen, eilte der Stewart schnell herbei, um das

Piano zu schliessen und dadurch die Tasten vor der Lava zu schützen. Da mehrere hohe Wogengänge sich folgten, drängte nun Alles der nach der Unterwelt führenden Treppe zu, als einer der Herren plötzlich bemerkte, dass das Boot einem andern Curs folgte und den eben zufällig eingetretenen ersten Capitain Mr. Brandizi um das „Warum“ ängstlich interpellirte. Dieser sagte: „Meine Damen und Herren, ängstigen Sie sich nicht, unser Schiff ist zwar vorzüglich gut, aber da das Barometer mir einen neuen Orkan ankündigt, ziehe ich vor, dasselbe mit Ihnen in einem Hafen noch vorher in Sicherheit zu bringen und da die anderen bei dem bereits eingetretenen hohen Meer uns zur Einfahrt nicht günstig genug gelegen sind, so werde ich den an der nördlichen Spitze von Malorca befindlichen, den von Alcudea aufsuchen, welchen wir etwa 8 Uhr Abends erreichen können.“ In ihr Schicksal ergeben zogen sich nun die Meisten in ihre Cabinen zurück. Die Frist wurde ziemlich eingehalten und gerade als der Orkan mit allem Ungestüm wieder ausbrach, befanden wir uns am Leuchtthurme des Hafens, an einer freilich recht ungastlichen, doch immerhin geschützten Stelle und warfen dort die Anker aus. Die Schiffsschwankungen, denen wir dort ausgesetzt waren, wiegten die Mehrzahl bald in einen wohlthätigen Schlaf. Am folgenden Morgen 6 Uhr rasselte der Anker in die Höhe; bei zwar noch sehr bewegtem Meere, aber günstigem Winde begannen wir die Fahrt wieder aufzunehmen; zur Unterstützung der Dampfkraft wurden noch alle Segel aufgespannt und so flogen wir denn mit vollster Schnelligkeit unserm Ziele zu, welches wir erst nach Mitternacht erreichten. Während viele Reisende noch in der Nacht unsere Bastia verliessen, zog ich es mit anderen

vor, erst die siebente Morgenstunde zur Ausbarkirung abzuwarten, um im Hôtel d'Orient zu Algier das erwünschte Unterkommen in dem stets bewohnten Zimmer aufzusuchen und zu finden. In der Stadt war man bereits in grosser Sorge um das Schicksal des Schiffes gewesen, hatte vergeblich nach allen Häfen des mittelländischen Festlandes telegraphirt und war deshalb ausserordentlich erfreut, als es unversehrt ankam. Die Direction der Valéry-Gesellschaft versicherte, dass diese Reise die schlechteste gewesen sei, welche ihre Boote bislang auf dieser Linie gemacht hätten. Man wird sich vielleicht wundern, dass ich, der ich dem heilkräftigen Clima Algiers so gern Wintergäste zuführe, nicht vorgezogen habe, die Schrecknisse dieser Ueberfahrt zu verschweigen. Ich müsste da aber doch ein wenig ehrlicher Mann sein, wenn ich nicht auch eine solche, glücklicher Weise zu den Ausnahmen gehörende Reise von 3 Tagen 6 Stunden in das Bereich der Möglichkeit ziehen wollte. Zur weiteren Beruhigung sei noch erwähnt, dass seit zwölf Jahren kein Dampfer auf dieser Linie verloren ging, ja dass unpünktliches Eintreffen zu den grossen Seltenheiten gehört. Man macht die Fahrt gewöhnlich in den Booten der Messagerie maritime, oder in denen der Compagnie Valéry frères et fils in sechsunddreissig, und in denen der Compagnie de navigation mixte in etwa fünfundvierzig Stunden. Die Reise kostet bei den ersteren beiden Gesellschaften incl. Nahrung in I. Cl. 80, in II. Cl. 60 Frcs., während die letztere nur 55 Frcs. für I. und 40 Frcs. für II. verlangt. Im Augenblicke sollen noch Abschlüsse für eine neue Linie gemacht worden sein, welche unter Vermeidung des immer bewegten Golfe du lion von Port Vendres aus eine weit kürzere Seefahrt ermöglicht. Sowohl Algier.

als auch Oran sollen mit Port Vendres verbunden werden. Die Dauer der Seereise würde in diesem Falle nur 24 Stunden betragen. Die Preise sind noch nicht festgestellt.

Capitel II.

Wieder in Algier, General Chanzy, Veränderungen daselbst seit Erscheinen der Fortsetzung dieses Buches, die Wintersaison 1875—76.

Nachdem ich die Beschwerden der Seereise überwunden hatte, suchte ich mich in meinem alten Winterheim und dessen Umgegend darüber zu vergewissern, ob seit dem Erscheinen des zweiten Theiles meines Buches wieder vielleicht irgend welche Veränderungen stattgefunden hätten. Zunächst scheint mir der Erwähnung wichtig genug der Wechsel in der Generalgouverneurstelle. Dem amphibisch laublütigen Regimente des Vice-Admiral's Grafen Gueydon, welches sonst nach wenig Seiten hin von sich reden gemacht hätte, wenn nicht die Niederwerfung des kabylischen Aufstandes immerhin in seinen Annalen zu verzeichnen wäre, folgte das des Generals Chanzy. Als dieser seine neuen Pflichten als Generalgouverneur übernahm, waren nur noch Urtheile gegen die eingeborenen Rebellen zu fällen oder zu vollziehen und durfte sich der gewandte Führer der Loire-Armee ganz der Sorge für die Wohlfahrt der seiner Obhut anvertrauten Provinzen hingeben, zu deren Hebung Marschall Graf Mac Mahon, Herzog von Magenta, der inzwischen den Präsidentenstuhl des französischen Reiches eingenommen, in seiner früheren Stellung hier nach Kräften beizu-

tragen erfolgreich bemüht gewesen war. In der That machte sich bald wieder eine kräftige leitende Hand bemerkbar; die doch hier und da gefährdete Autorität der Gesetze befestigte sich bald von Neuem, zumal da General Chanzy es verstand, in den Generalräthen Algeriens sich eine Stimmenmehrheit für alle seine Initiativen zu sichern. Auch wusste er durch thatkräftige Präfecten sich die nöthige Unterstützung zu verschaffen, welche dem letzten Regimente abgegangen war. Der lästigen Bettelei, welche jeden Schritt in der Stadt verleiden konnte, dem äusserst frech gewordenen Wesen der Prostitution, der Nichtbeachtung der Taxe Seitens der Platzfuhrwerke, auch der arabischen Kofferträger, deren man vom Schiffe oder Bahnhofe aus benöthigt ist, wurden bald Schranken gesetzt. Ferner wurde die Wiederbepflanzung von Blössen durch raschwüchsige Baumarten, welche hinkünftig den afrikanischen Provinzen das mangelnde Holz gewähren sollen, weit energischer in Angriff genommen.*)

---

*) Namentlich ist es der Eucalyptus globulus, welcher in den letzten Jahren zur vollen Geltung gekommen ist. Dieser aus Tasmanien stammende Baum verdient aus verschiedenen Gründen die aufmerksame Beachtung des Fremden. Nicht blos sein geradezu fabelhaft rasches Wachsthum setzt uns in Erstaunen — im ersten Jahre wächst er um 5—6 Meter, in den folgenden Jahren nimmt seine Höhe weniger rasch zu, erreicht aber doch nach 4 Jahren 12 bis 15 und nach 10 Jahren etwa 20—25 Meter —, auch das Vorhandensein von zwei in ganz verschiedener Weise geformten Blätterarten an demselben Baume ist äusserst merkwürdig und eine botanische Seltenheit. Während die Blätter der untern Zweige ovalrunde Gestalt und bläuliche Färbung haben, gleichen die Blätter der oberen Zweige in der Form einem stark gekrümmten Rebmesser und sind von hellgrünerer Farbe. Früher pflanzte man „Bel Sombra"-

Das Eisenbahnnetz wird in allen drei Provinzen erweitert. Eine zwar schwerlich rentirende Pferdeeisenbahn die Boulevards entlang und in St. Eugène auf der einen Seite, auf der andern am Jardin d'essai endend, doch weiter projectirt, soll dem grossen Personenverkehre in und ausserhalb der Hauptstadt zu Statten kommen. Auf einer schönen Freitreppe mit prächtiger Aussicht kann man vom Theaterplatze aus bis zur Casbah aufsteigen, ohne die Irrgänge der arabischen Stadt berühren zu müssen. Wegen einer reicheren Bewässerung der Stadt sind die Verhandlungen eben im Gange. Endlich ist neben dem Interimsgebäude

---

Bäume, um durch das rasche Wachsthum derselben den nöthigen Schatten zu gewinnen, allein ihr schwammiges Holz war kaum als Brennholz zu verwenden; das Holz des Eucalyptus dagegen, schon in den ersten Jahren äusserst hart und widerstandsfähig, eignet sich vorzüglich zum Zimmer- und Schreinerholze. Besondere Verdienste um Einführung der Eucalyptusbäume, von denen Algerien bereits grosse Wälder besitzt, haben sich die Herren Trottier und Cordier erworben. Diese beiden Herren, welche prächtiger Besitzungen in der Nähe der Stadt sich erfreuen — Herr Bürgermeister Trottier in Hussein-Dey und Herr Cordier in Rassauta — stellen sich mit gastfreundschaftlichster Liebenswürdigkeit den Fremden zu Diensten, welche sich für die auf den Gütern derselben befindlichen grossartigen Eucalyptuspflanzungen interessiren, in denen man nicht weniger als 40 verschiedene Arten dieses interessanten Baumes in Augenschein nehmen kann. Der Eucalyptus macht durch den seinen Blättern entströmenden Wohlgeruch die schlechten Ausdünstungen der Sümpfe, in deren Nähe er besonders gut gedeiht, unschädlich. Noch ein anderer seltener Baum ist zu erwähnen, dessen Einführung zur Zeit in Algerien versucht wird, nämlich der aus Neu-Caledonien stammende Niauli oder Guaïti, welcher ein weiteres Präservatif gegen das Sumpffieber abgeben und in Folge seiner starken, aus filzigen und schichtenartigen Lagen bestehenden Rinde selbst den Feuersbrünsten widerstehen soll.

des Hôtel Oasis an den Boulevards ein kleiner öffentlicher Lustgarten angelegt und der alte Jardin Marengo in guten Stand gesetzt worden. Kurz, einer Menge Verbesserungen erfreut sich Stadt und Land seit dem neuen Regimente. Möge dasselbe nur von recht langer Dauer sein; denn der öftere Wechsel in der höchsten Stelle, welcher nur zu oft auch ein Systemwechsel war, gehörte sicherlich zu den Hindernissen für die Prosperität der ganzen Colonie.

Eine weitere Wandlung hat auch das deutsche Consulat erfahren. Seit dem Juni 1873 vertrat unsere Angelegenheiten hier ein Berufsconsul in der Person des allgemein geachteten, so beliebten, berufstüchtigen und energischen Barons Julius von Soden, eines geborenen Württembergers. Zu allgemeinem Bedauern verliess derselbe seinen hiesigen Posten im Anfang Februar 1876, um seiner neuen Bestimmung als Consul zu Canton in China nachzukommen. Zu seinem Nachfolger ernannte das auswärtige Amt in Berlin den Dr. Fröbel, den früheren Consul in Smyrna. Dieser traf Mitte Februar ein; er ist ein schon betagter, interessanter Herr, welcher durch viele Reisen einen grossen Theil der Welt gesehen, auch darüber geschrieben hat.

Der Dr. Bulard, der algerische Barometrius, dessen Arbeiten auf dem Gebiete der Meteorologie und Climatologie immer grössere Würdigung finden, hat sein Observatorium seitdem von El-Biar nach der oberen Mustapha verlegt und dadurch den vielen Freunden seiner Wissenschaft näher gestellt.

Weiter sei noch erwähnt, dass der berühmte frühere Director des Lycée arabe, der Professor August Cherbonneau,

eine anderweitige Anstellung als oberster Director der muselmännischen Rechtsschule erhalten hat.

Im November 1875 starb allgemein beklagt der hiesige deutsche Arzt, der Dr. Wolters. An dessen Stelle würde neben dem Elsässer Dr. Bruch nun Dr. Gros den deutschen Wintergästen zu empfehlen sein. Beide Herren sind Oberärzte am Civilhospitale und erfreuen sich auch sonst in ihrer Praxis eines guten Vertrauens.

Weiter hat noch der Tod den leitenden Verwalter des Hôtel d'Orient, Papa Marius Grisolle, im Frühjahr 1876 von seiner Stelle abberufen. Natürlich ist diese wieder anderweit besetzt worden; die früheren Gäste des Hauses werden dem allbeliebten Manne gewiss aber ein freundliches Andenken bewahren.

Endlich entriss im November 1876 der Tod den treuen Seelsorger der französisch-deutschen protestantischen Gemeinde, Pastor Dürr. Sein wohlwollender, versöhnlicher Character und seine Toleranz hatten ihm die Achtung der Bekenner der verschiedenen Religionen gewonnen. Dem Leichenconducte des theuren Greises folgten daher Christen, Juden und Muselmänner in grosser Zahl.

Der Ruf Algiers als climatischer Curort hat, seit dem Erscheinen des ersten Theiles dieses Buches, ganz ausserordentlich zugenommen. In dieser Saison waren mit Beginn Novembers bereits alle Hôtels übervoll. Nur dadurch, dass von den Gästen immer bald ein nicht unbeträchtlicher Theil in den schön gelegenen Villen der nächsten Umgegend ein dauerndes Unterkommen vorzog, wurde es den fremden Nachkömmlingen immer wieder, doch spärlich genug ermöglicht, in den Hôtels Aufnahme zu finden. Die Errichtung eines neuen grossen Hôtels ist in der That jetzt zur Noth-

wendigkeit geworden, da viele Reisende schon deshalb die Reise übers Meer unterlassen und auf europäischem Ufer bleiben mussten, weil Zeitungen und telegraphische Anfragen sie des Oefteren belehrten, dass alle Gasthäuser Algiers bis unter das Dach vollbesetzt wären. Möge ein guter vom Capital unterstützter französischer, deutscher, englischer oder schweizerischer Wirth sich nur bald dieser Aufgabe unterziehen, sonst gehen ihm noch alle besseren Plätze zum Bauterrain verloren. Da die Saison volle fünf Monate dauert, wäre auf genügenden Besuch während derselben bei guter Lage und Verwaltung zu rechnen. Auf längeren Besuch können die Gasthäuser an der Riviera di Ponente und der Schweiz ebenfalls nicht rechnen. Unter den Wintergästen Algiers bleiben noch immer Engländer und Amerikaner in der Mehrzahl; ja von den ersteren haben mehrere hochgestellte oder begüterte Familien sich hier dauernden Besitz erworben und meist dazu arabische Baulichkeiten benützt, die sie durch theilweisen Umbau nach Aussen und kostbare innere Einrichtung ihrem Comfort entsprechend herzurichten wussten. Auch viele ihrer Gärten zeigen von sinnigem Geschmacke. Château Hydra, Villa Lord Kingston, Villa Bell, Villa Plaifair und andere beweisen zur Genüge das Obengesagte und die jours fixes in denselben vereinigen oft glänzende Gesellschaft. Nach diesen Nationen ist wohl am stärksten die deutsche vertreten, doch besitzt keiner ihrer Angehörigen, wenn er nicht zu den Colonisten-Emigranten im eigentlichsten Sinne gehört, hier dauernden Besitz. Unter den Kaufleuten, Handwerkern, Colonisten und Fermiers findet man jedoch genug Deutsche, welche selbst während des französisch-deutschen Krieges unbehelligt bleiben durften. Den

Deutschen folgen die schwedischen, dänischen und holländischen Wintergäste; von den anderen Nationalitäten finden sich nur spärlich Repräsentanten ein. In dieser Saison, welche dem Wetter nach im grossen Ganzen, bis auf den wechselvollen Januar, zu den milderen zu rechnen war, zählten auch mehrere Fürstlichkeiten zu den Wintergästen der Stadt. Am längsten weilte Prinz Alexander, zweiter Sohn des Königs der Niederlande aus Rücksichten für seine Gesundheit hier. Er trat die Saison mit November an und bereiste noch im April die Provinz Constantine. Ferner trafen zu Anfange des Januar Prinz Leopold von Bayern mit seiner erlauchten Gemahlin der Prinzess Gisela, Erzherzogin von Oesterreich-Ungarn und dessen Schwester Prinzess Therese von Bayern mit Gefolge über Italien und Tunis hier ein. Das strenge Incognito des Grafen und der Gräfinnen von Elpen, unter welchem diese kaiserlich-königlichen Hoheiten sich mit grösster Liebenswürdigkeit und Anmuth bewegten, gestattete einen leichteren Verkehr zwischen ihnen und andren Curgästen und machte Ersteren auch die Theilnahme an einigen Festlichkeiten im Hôtel d'Orient, sowie in den Villen mehrerer angesehenen englischen Familien möglich. Den letzten Abschluss ihres algerischen Besuches bildete eine Soirée bei Frau General Chanzy, welche dieselbe in Abwesenheit ihres Gatten veranstaltete. Nur ungern sah man diese hohen Reisenden nach dreiwöchentlichem Aufenthalte von hier scheiden; hatten sie doch in der kurzen Zeit verstanden, sich Aller Herzen zu gewinnen. Die aufrichtigsten Wünsche begleiteten sie auf ihrer Weiterreise nach Spanien und Portugal, verhüteten leider aber nicht, dass die Ueberfahrt von Oran nach der spanischen Küste in Folge stürmischer See sich zu einer

schlimmen gestaltete und in die Länge zog. — Endlich kam auch auf seiner Yacht noch Prinz Arthur von England auf einer Vergnügungs-Reise zu kurzer Rast hier an. Er behielt Wohnung in derselben, seine Beziehung zur Welt beschränkte sich nur auf einige seiner Landsleute.

Auch eine deutsche wissenschaftliche Notabilität, den Professor der Archäologie und Geschichte Dr. Wilmanns aus Strassburg hatten wir Gelegenheit, hier mehrmals zu begrüssen, wenn er auf seinen beruflichen Forschungsreisen durch ganz Algerien die Hauptstadt auf kürzere oder längere Zeit berührte. Seine ohngefähr halbjährige, mit vielen Strapazen verbundene Expedition soll ausserordentliche Resultate ergeben haben, welche er in einem grösseren Werke zu verwerthen beabsichtigt.*)

Schliesslich sei noch die vierzehntägige Anwesenheit des durch seine Schriften über den Orient genugsam bekannten Grafen Prokesch-Osten erwähnt. Der langjährige oesterreichische Botschafter in Constantinopel und frühere Bundestagspräsident zu Frankfurt a. M. lebte hier mit mir und andern Deutschen unter einem Dache, wir lernten an ihm einen hochinteressanten Herrn kennen, dem man in der Lebhaftigkeit, Schärfe und Tiefe seiner Unterhaltung, wie in der körperlichen Rüstigkeit kaum die zweiundachtzig Lebensjahre zutrauen mochte. Dass der Verkehr mit diesem vielerfahrenen Greise, sowie mit dem noch jugendlichen Professor Wilmanns für mich und andere

---

*) Leider ist derselbe im kräftigsten Mannesalter von 33 Jahren am 6. März 1878 einer schweren Krankheit erlegen, zu welcher die afrikanischen Ueberanstrengungen den Grund gelegt haben sollen.

Landsleute äusserst anregend und angenehm war, ist selbstverständlich.*)

Da es der Stadt Algier noch immer an einem Mittelpunkte für gesellige Vereinigung der Cur-Gäste wie der Einheimischen gebricht, so musste auch in dieser Saison die Parterreräumlichkeit des Hôtel d'Orient dazu öftere Verwendung finden. Ausser einem Balle am 10. Januar wurde bis zum Schlusse der Fastenzeit allsonnabendlich darin flott nach einem Pianoforte getanzt. Gingen diese Vergnügungen und die Einladungen dazu von den Bewohnern des Hôtel d'Orient aus, welche aus ihrer Mitte hierzu ein Comité gewählt hatten, so revanchirten sich dagegen die Inhaber verschiedener Villen in denselben. Auch General-Gouverneur Chanzy und Gemahlin, welche, wie in vielen anderen Dingen, auch rücksichtlich der Gastlichkeit in die Fusstapfen des herzoglich von Magenta'schen Ehepaares getreten sind, beehrten, und nach ihnen noch manche andere hiesige Notabilitäten, eine grosse Anzahl recommandirter Fremder mit Karten für die Feste in ihren schönen Räumen. Da ich Wiederholung vermeiden möchte, so verweise ich auf den ersten Theil des Buches, wo derartige gleiche pittoreske Feste beschrieben sind. Für Abendunterhaltung sorgten sonst noch, wie früher, auch in dieser Saison, das städtische Theater und das Perle-établissement mit seiner kleinen Bühne. Das Letztere existirte vordem schon als Café chantant in einer schauerlichen Bretterbude, war jetzt jedoch in ein weit anständigeres Local an den Boulevards

*) Auch der Arbeitslust des greisen Diplomaten und Schriftstellers hat der Tod ein Ziel am 26. October 1876 gesetzt. Er starb mitten in der Ordnung seines litterarischen Nachlasses.

verpflanzt und genügt nun höheren Ansprüchen als ehedem, ohne seinem früheren Character damit untreu geworden zu sein. Der Besuch ist jedoch anständigen Damen immer noch nicht zu empfehlen, da im Spiele und Gesange die Grenzen des Anstands doch zu häufig überschritten werden. In der Faschingszeit werden beide Theater öfter zu Maskenbällen verwendet. Ueber das bunte Treiben in der Stadt während dieser Periode habe ich ebenfalls im ersten Theile berichtet und kann nur noch sagen, dass auch dieser Winter solch' tolles Treiben zu Wagen, Ross und zu Fuss aufzuweisen hatte, an dem sich jedoch nur die niederste Schicht der europäischen Bevölkerung activ, das ist am Mummenschanze, betheiligte. Toller Jubel ohne Witz, über den sich auch der Muselmann wenig höflich ausspricht, indem er dann zu sagen pflegt:

„Fi zemen el ful
El Rumi inelli mabul!"

d. h.: „Wenn die Zeit der Bohnen kömmt, dann wird der Europäer verrückt."

Seit einigen Jahren ist auch zu Algier eine „Société des beaux arts" entstanden. Von dieser werden öfter Concerte veranstaltet, an denen einheimische wie fremde Dilettanten und Dilettantinnen manchmal recht Schönes zu Gehör bringen. Die Erträge sind gewöhnlich für milde Zwecke bestimmt.

Ausserdem blieb, so wie früher, der Cercle im Café Bordeaux distinguirten Fremden zu geselliger Unterhaltung zugängig.

Schwieriger, besonders für Deutsche, dürfte der Besuch der „Réunion des officiers" in der Rue Médée sein. Die ehemalige Janitscharen-Kaserne El Kedima (d. h. die

Aeltere) ist nämlich in neuester Zeit zu einem schönen und geräumigen Versammlungslokale der französischen Offiziere umgestaltet worden. Inmitten des zu einem Garten mit exotischen Gewächsen umgewandelten Atriums plätschert in einem zierlichen, auf vier gewundenen Säulen ruhenden Marmorbassin (das aus der Casbah stammt), eine Fontaine; den Hofraum selbst, von welchem aus man in die einzelnen Säle eintritt, umschliessen ringsumlaufende Säulen-Gänge. Zu ebener Erde befinden sich in reicher Ausstattung: der grosse Hörsal für wissenschaftliche Vorträge; verschiedene Fechtsäle (darunter auch einer zur Uebung im Boxen); Zeichensäle zu topographischen Arbeiten; Commissionszimmer und einzelne Studirstuben, von denen eine die Aufschrift trägt: Cours d'Allemand; auf einem Tische darin fand ich die Grammatiken von Ollendorff, Otto und Ahn, sowie Thibaut's Wörterbuch; aber alle diese Werke schienen durch allzustarken Gebrauch wenig zu leiden. Im oberen Stockwerke ist die etwa 3300 Bände zählende Bibliothek untergebracht, an welche sich mehrere Lesezimmer anschliessen; auch deutsche militärische Zeitschriften waren aufgelegt; so sah ich z. B. das „Militär-Wochenblatt" und die militärische Zeitung „Fehrbellin" und neben der Generalstabskarte von Algerien war die grosse Kiepert'sche Wandkarte von Deutschland aufgehängt, dessen Atlas ebenfalls in mehreren Exemplaren vorhanden war. — In der nebenan gelegenen alten Kaserne el Dschedida (d. h. die Jüngere) befindet sich das Casino, ein Café-Restaurant mit schönen, für das materielle Wohl der Offiziere bestimmten Räumlichkeiten. —

Capitel III.

Mohammedanische Lebensbilder.

a. Ein mohammedanisches Beschneidungsfest.

Der schon früher oft genannte eingeborene Lohndiener Hamud, welcher, als Factotum der Fremden, diesen zu Erlangung passender Mieth-Wohnungen in und ausser der Stadt behilflich ist und der auch, wie obengesagt, als stehende Mittelperson den Einblick in das Leben und Treiben der Eingeborenen, sowie die Anwesenheit an deren Festen, soweit sie dem Europäer überhaupt zugänglich sind, ermöglicht, hat auch in dieser Saison manchem Wintergaste interessante Lebensbilder aufgerollt. Mich und einige meiner Bekannten forderte er im Laufe des Decembers auf, einer maurischen Beschneidungsceremonie, welche in einer ihm befreundeten Familie abgehalten werden sollte, beizuwohnen. Da ich weder zu wandern noch zu steigen nöthig hatte, vielmehr mit dem Wagen bis vor's Gehöfte fahren konnte, sagte ich zu. Wir traten in der Vorstadt in eines jener würfelförmigen, weissen Häuser ein und schon beim Oeffnen der gewichtigen Pforte klang uns der Lärm rauschender Musik entgegen. Sie rührte von verschiedenen Streichinstrumenten, Pauken und Kastagnetten her. An den ersten waren jüdische Künstler, an den letzten beiden Neger thätig. Alle kauerten auf Matten, welche über die Steinplatten gebreitet waren. Bänke umstanden den Hofraum und waren zum Theil schon von Geladenen in Besitz genommen. Da wir als Honoratioren betrachtet wurden, so folgten wir der Einladung des Wirths, nahmen in einem der zu ebener Erde gelegenen Zimmer auf teppichbelegten

Polstern Platz und liessen uns gern ein Tässchen Kaffee kredenzen, zu welchem wir ein paar treffliche Cigaritos schmauchten. Auch die andern, nur mit Vorhang verschliessbaren Parterreräume füllten sich bald mit Gästen, während auf der Galerie der ersten Etage sich dann und wann verschleierte Frauen sehen liessen, um einige Momente nach den Ankömmlingen mit ihren schwarzen Augen auszuspähen. Endlich mochte die Zahl der erwarteten Gäste voll sein. Die Musik schwieg und ein Familienmitglied stimmte mit näselnder Stimme ein langes Recitativ an, welches uns jedenfalls über die Bedeutung des Festes aufklären sollte und als es geendet, vernahmen wir aus den oberen Räumen das weibliche yu yu so schrill und stark, dass wir daraus auf eine grosse Anzahl anwesender, aber verborgener Frauen schliessen konnten. Nachdem nun der Knabe, an dem die Ceremonie der Beschneidung erfolgen sollte, vom Vater nach allen Seiten hin vorgestellt worden war, wurde zur Einsammlung der Liebesgaben geschritten, welche meist aus Geldstücken von Kupfer, doch auch bis zur Goldmünze bestanden. Bei Gaben von 5 frcs. womöglich Nennung des gütigen Spenders. Der Koran schreibt kein bestimmtes Alter für den zu Beschneidenden vor. In diesem Falle war es ein Knabe von 10 Jahren, welcher mit aufgewecktem Gesichte und in sauberer Kleidung sich unter uns bewegte. Als der Tisch jedoch hereingetragen wurde und der Barbier das Messer zeigte, befiel ihn doch etwas Blässe und Zittern; trotzdem legte er sich ruhig auf den Tisch, wieder erklang ein Recitativ von einigen Strophen und während dessen operirte mit schnellem Schnitt der Barbier sein Opfer. Kein Schrei entfuhr des Jungen Lippen, wenigstens liess die einfallende Musik

einen solchen nicht vernehmen. Nur als die blutende Wunde mit einer Mischung aus Alaun und Cognac übergossen wurde, wand er sich einige Momente im stummen Schmerze, von oben aber tönte der schrille Ton yu yu. Hierauf folgten noch von jungen Männern ausgeführte erotische Frauentänze, welche für die Mauren und Araber Anziehungskraft genug besassen, um sie zu längerem Verweilen zurückzuhalten, während sich die Europäer grüssend und begrüsst entfernten, ohne noch von dem Kuskussuhgerichte zu kosten, welches von einer überfeisten Negerin bereitet worden war.

b. Das Ait el Kebsch oder Hammelfest.

Eines der grössten Feste im mohammedanischen Jahre ist das Ait el Kebsch oder Hammelfest. Es fällt in die Zeit von ohngefähr 14 Tagen vor dem mohammedanischen Jahresanfange und stützt sich auf die alttestamentarische Legende von Abrahams unterbrochener Opferung des Isaac, für welchen die Araber jedoch den Ismaël substituiren. Der Jude erfreut sich zwar der gründlichsten Verachtung von Seiten des Arabers, wiewohl dieser im Koran einen guten Theil jüdischer Religion verehrt und darum auch den grossen Vätern des alten Testaments seine Anerkennung nicht versagt. Erklärt doch Mohammed ausdrücklich, dass seine Religion die Abrahams sei, welcher den Götzen nicht opfern wollte und dass sie sich stütze auf den Glauben von Ismaël, Jacob, Moses, Hiob, von David, Salomo und der Propheten. Zu den Letzteren zählte er Jesum und gestattete in bunter Reihenfolge den Legenden des alten und neuen Testaments Eingang in den Koran. An dem Feste El Kebsch

sucht auch die ärmste muselmännische Familie ein Gericht von Hammelfleisch aufzutischen und verfällt an diesem Tage daher mancher Wollträger dem Gurgelschnitte. Es hängt dies mit einer zweiten Legende zusammen: Mohammed, der ja selbst unter einem Zeltdache lebte, pflegte auch den Himmel mit einem Zelte zu vergleichen, welches mit dünnen, aber dauerhaften und unsichtbaren Schnüren an die Erdenden befestigt sei. Nur an diesen letzteren vermag die Seele nach dem Tode zum Himmelsraume aufzusteigen. Da der neue Körper, in den sie aber sofort gefahren, noch zu unfertig, gewissermassen noch nicht erstarkt genug ist, so würde dieser beim Aufsteigen sich leicht an Händen und Füssen verletzen. Er bedient sich deshalb des Schafes, welches dem lieben Herrgott schon seit Abrahams Zeiten angenehm war und welches mit seinem gespaltenen Hufe leichter das Himmelszelt erklimmen kann, um auf seinem Rücken, ist doch seine Körperlast noch nicht gross, dem Himmel zuzureiten. Auch seitens der französischen Regierung wird dieses Fest in Algier mit 21 Kanonenschüssen des Morgens begrüsst. Ich wurde an demselben zu einem befreundeten, doch unvermählten Mauren zur Diffah, Abendessen, mit ein Paar seiner Glaubensgenossen gebeten und bekam einen delicaten Kuskussuh mit reichlichem Hammelfleische, sowie später arabisches Gebäck vorgesetzt, als Getränk Limonade. Als wir nach beendigter Mahlzeit in behaglicher Beschaulichkeit die duftenden Nargileh schmauchten, ergriff ein junger Mann die zweisaitige primitive Laute und, sie mit einem Stäbchen schlagend, entlockte er ihr eine sanftsummende Melodie, dazu sang er einige Strophen, in welche die Anderen einfielen.

c. Der Arzt Ben Abder Rachman.

In dem ersten Theile meines Buches habe ich einen Besuch bei dem arabischen Arzte Ben Chowa geschildert. Derselbe genoss und geniesst noch einen grossen Ruf als Wundarzt. Da ich seit Jahren indess auch von einem anderen arabischen Arzte Ben Abder Rachman gehört hatte, dessen Curen ihm den Titel eines Wunderdoctors verliehen, so machte ich, gestützt auf Empfehlung eines mir befreundeten vornehmen Mauren, mich auf, ihm einen Besuch abzustatten. Ich fuhr dazu bis zur letzten Mühle am Ende des so reizenden Frais Vallon, welches im vollen Frühlingsschmucke prangte und wand mich, auf dem Rücken eines Maulthieres sitzend, einen nicht ungefährlichen Fusssteig an der rechten Thalseite hinauf, dann ging es abwechselnd wieder steil bergab und bergauf zu einem maurischen Gehöfte, in dessen Gartenanlagen unter dem Schutze von alten Feigenbäumen ein zahlreiches, doch gemischtes Publikum der Consultation des Heilkünstlers harrte. Meine Empfehlung erschloss mir vor allen Aspiranten, doch gerade nicht zu deren Vergnügen, sofort das Berathungszimmer, ein sehr einfaches Gemach in einem Neben- und Stallgebäude der Villa, mit ein paar Bänken, einem defekten Stuhl und einem alten wackeligen Divan; auf der Erde standen einige Gefässe mit Heilmitteln, die er zu seinen Curen zu verwenden pflegte. Ben Abder Rachman, ein angehender Sechziger von wohlbeleibter Gestalt, dessen intelligentes Gesicht ein ergrauter Bart umrahmte, begrüsste mich freundlichst. Seine Kleidung bestand aus einem marokkanischen gestreiften Ueberwurfe, der sogenannten Gandura. Ich sagte ihm, natürlich nur als Vor-

wand zu seiner Bekanntschaft, dass ich in Folge langjähriger rheumatischer Leiden fussbehindert sei und frug ihn, ob er glaube, mich herzustellen. Mit gewichtiger Miene setzte er seine rundgläserne, alte Brille auf, kauerte vor mir, dem auf der Bank Sitzenden, hin, entkleidete beide Füsse der Stiefeletten und Strümpfe und untersuchte durch Biegung, Streckung und Wendung, ziemlich lege artis meine Gelenke. Er bestätigte, was ich längst wusste und sagte mir Heilung, wenn ich mich vertrauensvoll seiner Cur unterziehen wollte, zu. Hatte ich nun dazu auch nicht Lust, so schämte ich mich doch von ihm wegzugehen, ohne mir seinen ersten Rath ertheilen zu lassen, welcher darin bestand, ich sollte mit venetianischem Terpentin die Gelenke überziehen, darüber Acanthusblätter legen und dies einige Tage wirken lassen und ihm dann den Erfolg melden. Er zeigte mir nun noch eine Menge Atteste in arabischer, hebräischer, französischer, spanischer und englischer Sprache, welche seine aussergewöhnliche Geschicklichkeit bezeugten; ich gab ihm 5 frcs. und darnach ward ich unter freundlichen Wünschen entlassen und konnte meinen gefährlichen Ritt wieder antreten. Gott sei Dank ohne Fehltritt meines Thieres, der mir leicht Hals und Glieder gekostet hätte, erreichte ich meinen Wagen wieder und eilte in demselben, zufrieden, durch die Bekanntschaft mit dem originellen Kauze meine Neugier befriedigt zu haben, dem Hôtel zu.

d Das Begräbniss eines Marabut.

Ich habe im ersten Theile mitgetheilt, dass die Marabute zu einem priesterlichen Erbadel und zu den einflussreichsten Personen im mohammedanischen Staats- und Ge-

meindewesen Algeriens zählen. Ihr Rath wird in allen erdenklichen Fällen eingeholt, ihre, zumeist dem Koran entlehnten Aus- oder Wahrsprüche, werden als Amulete in kleine Leder-Säckchen eingenäht und sollen, auf dem Körper getragen, Schutzmittel sein vor möglichen Fährlichkeiten. Jedes ihrer Gebote, das dem bekümmerten Frager auferlegt wird, erfreut sich gewiss striktester Ausführung. Bei Dürre vermitteln sie durch Bitt-Processionen den Regen. Ja, es gelten diese Männer nicht allein im Leben als gottinspirirte Heilige, selbst nach ihrem Tode sollen sie noch die Macht besitzen, um ein Gebet, an ihrem Sarkophage verrichtet, bei Allah annehmbarer zu machen. In Algier selbst und vor der Stadt sind die Grabcapellen Sidi Abder Rhamans el Talebi und Sidi Mohammed Abder Rhamans bu Kobrin vor Allen als segenbringend gerühmt und werden deshalb von Betenden so viel aufgesucht, als gewisse Wallfahrts- oder Gnaden-Orte in christlich-katholischen Ländern. In Algier verstarb sehr hochbetagt Ende Februar 1876 einer der geachtetsten und einflussreichsten Marabute; leider habe ich seinen Namen vergessen, ihn selbst aber noch häufig gesehen, wie er in Stadt und Umgegend mit Ehrerbietung begrüsst wurde. Als ich am Tage nach dem Tode des Marabut meine gewöhnliche Ausfahrt in's Freie beginnen wollte, machte mich Hamud darauf aufmerksam, doch ja die Richtung nach dem Jardin d'Essai einzuschlagen, weil in dem nahe dabei gelegenen Friedhofe der ehrwürdige Repräsentant seiner Religion heute beerdigt werden würde. Noch war der Wagen nicht abgefahren, als bereits ein Zug von vielen Tausend festtäglich gekleideten Muselmännern unter Trauer-Gesang einher schritt. Inmitten trug man auf kräftigen Schultern die mit grünem Tuche bedeckte

Bahre. Da es aber als ein Beweis der Liebe, sowie auch für ehrenvoll und segenbringend gilt, einem so heiligen Manne auf dem letzten Wege mit seiner Schulter gedient zu haben, so lösten fast jeden Augenblick die Träger sich ab, was allerdings, weil es mit zu grosser Hast und zu unregelmässig geschah, die ruhige Würde der Todtenfeier etwas beeinträchtigte. Auch waren nicht immer die Träger von gleicher Grösse und das gab manchmal zu recht bedenklichen Schwankungen des Sarges Veranlassung. Trotzdem gelangte der lawinenartig sich vergrössernde Trauerconduct ohne Unfall am Ziele an. Ich war auf anderem Wege vorausgefahren und erwartete daselbst mit vielen anderen Personen seine Ankunft. Endlich kam er an, noch immer dauerte derselbe Trauersang fort, alle Wartenden traten in stiller Ehrerbietung hinzu und geleiteten den Todten zu der Grabcapelle, vor welcher einige Mollahs bereits harrten. Auf den Wink des ersten derselben verliess die grössere Zahl der Begleiter, nachdem der Sarg hineingestellt worden und der Mollah ein Gebet stehend verrichtet hatte, das Heiligthum und nur die Mollahs, einige hohe Würdenträger und männliche Familienmitglieder des Verstorbenen blieben darin zurück. Ich kann nun freilich nicht sagen, ob der letztere von ihnen in der Kapelle selbst zur letzten Ruhe gebettet wurde, da die Thüren eben geschlossen worden waren. Bei anderen ärmeren Mohammedanern, welche ich früher hierher ohne weitere Begleitung als die der Träger bringen und bestatten gesehen, wurde der Deckel des Sarges, auch die Umwandung desselben weg genommen und der Leichnam auf dem untern Brette in das ausgemauerte, einer Schleusse nicht unähnliche Grab, durch eine Seitenöffnung hineingeschoben, die letzte Bekleidung von ihm gezogen

und hierauf nach kurzem Gebete des Todtengräbers, die offene Stelle zugemauert. Nackt war er aus der Mutter Schoosse auf die Erde gekommen, nackt sollte er auch dem Erdenschoosse übergeben werden. Die Leidtragenden entfernten sich darauf lautlos, um heimzukehren.

Nach der Lehre des Islam verharrt die Seele im Körper des Beerdigten, bis der Erzengel Gabriel vom Himmel niedersteigt, denn Gabriel ist der Engel des Todes. Des Abends naht er dem frisch aufgeworfenen Grabe, löst die Erde, welche den Todten bedeckt und begehrt von ihm strenge Rechenschaft über das Leben, welches er eben vollendet hat. Der Mensch rechtfertigt sich so gut als er kann, dann wird der Körper, aus Staub geschaffen, zu Staube, die Seele aber fliegt zum Himmel auf, dem sie entstammt.

e. Das Verhältniss der eingeborenen mohammedanischen Einwohner zu der christlichen Einwanderung.

Es ist an mich im Laufe der Saison gar häufig die Frage getreten, ob die französische Oberherrschaft und überhaupt der Verkehr mit Europäern nicht nach und nach eine ändernde Wirkung auf Anschauungen, Sitten und Gebräuche der Orientalen des algerischen Maghreb geäussert hätten und die Hoffnung auf grössere Assimilirung und innigere Vereinigung berechtigt sei. Ich glaube dies für längere Zeit noch verneinen zu müssen. Wir sehen zwar einige wenige Mischehen zwischen Mohammedanern und Christen, wir treffen wohl in den Reihen des französischen Militärs so manchen Sohn Afrikas im Dienste mit dem Franzosen wetteifernd, wir finden die Vornehmen, Cheiks, Kaids, Marabute oder Chefs grösserer maurischer Handelshäuser nicht nur auf den Festen des Generalgouverneur's und anderer

Würdeuträger sich ungezwungen bewegend, wir bemerken, dass in Cafés und in europäischen Familien der Moslem wohl ein Glas Wein nicht verschmäht. Wir gewahren den Mohammedaner seine Neugier oder Wissbegierde an fremden Institutionen durch Reisen befriedigen, wir schauen den orientalischen Arbeiter das Land seines europäischen Brodherrn mit vervollkommnetem Pfluge umstürzen; vor den Augen einer grossen Arabermenge wurde seiner Zeit der Dampfpflug eingesegnet und begann vor ihren erstaunten Blicken, alle Hindernisse des Bodens überwältigend, seine gradlinigen Furchen zu ziehen. Sobald aber der Araber, sein Zelt, sein Gurbi oder der Maure, und selbst der Kabyle sein Hauswesen betritt, erzählt er wohl über das, was er gesehen und erfahren, den Seinen Wunderdinge, er verspürt aber gewiss nicht die geringste Neigung, in seinem eigenen Heimwesen davon etwas nachzuahmen. Ja selbst der verbesserte Pflug des Europäers, mit dem er ganz wohl umzugehen weiss, wird auf dem eigenen Felde, wenn er ihn nicht etwa erborgen kann, nicht verwendet. Er sieht theilnahmlos seine Rinder sich am althergebrachten primitiven Ackergeräthe abarbeiten, bringt ja doch die humusreiche Erde auf diese Weise, wenn auch die Furche nicht so tiefgeritzt ist, auch noch einigen Nutzen; und was kümmert ihn der Schweiss seiner Thiere? Dieses zähe Festhalten am Althergebrachten wird bedingt durch seinen kindlichen, aber unerschütterlichen Glauben an die Worte des Korans, welcher seine ganze Religion umfasst und der ihm diese als die vollkommenste darstellt. Ist doch in seinen Augen Mohammed der letzte und grösste Prophet, welcher auf Erden gelebt hat. Erscheinen ihm aber alle andern Glaubensbekenntnisse tiefer stehend, warum sollte er von den An-

hängern derselben etwas annehmen können? Wer aber diese Indolenz der mohammedanischen Bevölkerung Algeriens gegenüber so vielen Errungenschaften der neueren Zeit auf allen Gebieten des menschlichen Wissens betrachtet, dem will es schwer in den Kopf, dass Glieder desselben Volkes, Bekenner derselben Religion, gestützt auf die Kenntnisse der Aegypter, Indier, Assyrer, Phönicier, Perser, Griechen und Römer lange Zeit hindurch auf der Höhe aller Kenntniss in Botanik, Chemie, Medicin, Pharmacie, Physik, Astronomie, Mathematik, Architectur etc. gestanden haben könnten? Ja, dass diesem Volke die Wacht für die Wissenschaft in einer Zeit hauptsächlich vorbehalten war, wo von dem Stuhle Petri zu Rom aus die Schatten der Finsterniss über die Welt mit ziemlichem Erfolge verbreitet wurden. Alexander von Humboldt sagt aber in seinem Kosmos: „Es liegt nicht in der Bestimmung des menschlichen Geschlechts, eine Verfinsterung zu erleiden, die gleichmässig das ganze Geschlecht ergreift. Ein erhaltendes Princip nährt den ewigen Lebensprocess der fortschreitenden Vernunft.“ Wenn es somit hier den Arabern, dem von Haus aus allerdings nicht unbildsamen, semitischen Urstamme vorbehalten war, an der Warte des Wissens längere Zeit Wacht zu halten, so fiel diess freilich gerade in ihre günstigste Periode, in ihre Blüthezeit, von welcher sie seitdem durch türkische Oberhoheit und eine stupidere Auslegung des Korans nach und nach tief herabgedrängt wurden. Heute würden sie schwerlich der früheren hohen Mission mehr gewachsen sein, doch kann man den Koran selbst dafür wohl nicht allein verantwortlich machen. — Als wir einmal im Laufe unserer Unterhaltung auf die grösseren nationalen Verschmelzungen zu sprechen kamen, äusserte

einer meiner maurischen Bekannten, dass er an eine solche nie und nimmermehr glauben könne, da die Anschauungen beider Völker sich in einem so grossen Contraste befänden, wie Oel und Wasser, welche stets geschieden blieben. Musste ich aus eigener Beobachtung ihm zur Zeit, ja für noch lange Recht geben, so gab mir sein Vergleich doch den Gedanken ein, es würde auch für dieses Oel und Wasser noch eine Seife gefunden werden können, welche ihre Vereinigung vermitteln dürfte, und dann auch die Stunde für endliche Verbrüderung aller Menschen schlagen.

Capitel IV.

Das Project einer Kumysanstalt des Dr. Landowsky. Ein Ausflug über Staouéli nach Tipaza und Cherchel und zurück über Marengo und El Affroun nach Algier.

Zu den Gästen des Hôtel d'Orient zählte in den Monaten November und December 1875 auch ein bekannter Pariser Arzt, der Dr. Landowsky, welcher von der Anwendung des Kumys, eines Gährungsproducts der Stuten- oder Esel-Milch, in den kirghisischen Steppen ausserordentliche Erfolge gegen chronische Lungenaffectionen beobachtet hatte. Er hatte dieses eigenthümliche therapeutische Heilmittel auch oft mit Glück in den pariser Hospitälern verordnet, versprach sich aber doch noch günstigere Resultate, wenn er die phthisisch Leidenden einer rationellen hygieinischen Cur unter dem Einflusse eines Climas, welches mit dem der kirghisischen Steppen grössere Uebereinstimmung zeigte, unterziehen könnte. Das algerische Clima, welchem

von Seiten der Wissenschaft immer grössere Beachtung zu Theil wird, schien dem Dr. Landowsky für seine Zwecke vollkommen geeignet. Der ganz besondere Vorzug der algerischen Seeplätze vor den südfranzösischen und italienischen, welche bisher mit Vorliebe zur Ueberwinterung von Lungenkranken aufgesucht wurden, soll darin bestehen, dass die von den europäischen Bergketten zur Winterzeit herabkommenden trockenen und kalten Winde ihre Eigenschaften einbüssen, ehe sie über das Becken des mittelländischen Meeres hinweggezogen sind und dessen südliche Gestade erreicht haben. Dr. Landowsky glaubte, an und auf dem malerisch gelegenen Terrain des alten römischen Tipaza, unterhalb des Tombeau de la Chrétienne, am Fusse des Sahel, in dem neuen kleinen Dorfe Tipaza, welches mit den benachbarten Orten Cherchel, Zürich und Marengo noch vor zehn Jahren für ungesund galt, seitdem aber mit all' diesen Orten in guten Ruf gekommen ist, den geeigneten Platz für seine Heilstätte gefunden zu haben. Er that, in seinem Projecte auch von den algerischen und pariser Collegen unterstützt, bei den oberen Behörden in Algier die nöthigen Schritte, um das benöthigte Land wohlfeil, auch sonst günstige Bedingungen für das Unternehmen zu erlangen und da die algerische Behörde ihm wohlwollte, erwartete er, auch von der höchsten pariser Instanz eine gleiche Aufnahme für sein Project zu finden. Ob aber das nöthige Capital, — es sollte für das Unternehmen eine Actiengesellschaft gegründet werden und es schien dieses in recht erfreulicher Weise gesichert zu sein, — zusammengekommen ist oder zusammenkommen wird, mag zweifelhaft geworden sein, denn neuerdings verlautet nichts weiter über die Sache. Bedauerlich wäre es freilich, wenn

ein Unternehmen unausgeführt bliebe, welches doch vielleicht im Stande gewesen wäre, der typhonischen Schwindsucht, welche der medicinischen Wissenschaft spottet, noch so manches Opfer zu entreissen.

Erregte seiner Zeit schon das Landowsky'sche Project in uns den Entschluss, Tipaza, den zukünftigen Sitz seiner Kumys-Anstalt, aus eigener Anschauung kennen zu lernen, so wurden wir in der Ausführung desselben noch durch den Wunsch bestärkt, dabei nach mehrjähriger Abwesenheit auch das Trappisten-Kloster von Staouéli wieder zu besuchen und den biederen Pater Joseph, den lieb gewonnenen Bekannten, zu begrüssen. So bestiegen wir denn eines schönen Morgens den zum Voraus gemietheten, leichten und luftigen Reisewagen, mit dessen Hülfe wir den steilen Sahel mühelos erstiegen, durchfuhren das uns wohlbekannte El Biar, hinter dem rechts die Strasse nach Bouzaréa abzweigt, erfreuten uns am Dufte der Gärten von Cheragas, in welchem Dorfe die Municipalität Algiers, den Bewohnern der Hauptstadt zum Nutzen und Frommen, sämmtliches Bettelgesindel zwangsweise angesiedelt hat und daselbst beschäftigt und nachdem wir geraume Zeit an der Umzäunung entlang gefahren waren, welche das grosse Klostergebiet und seine zahlreichen Scheunen und Werkstätten umschliesst, hielt der Wagen endlich vor der Klosterpforte von Staouéli, an die wir, Einlass begehrend, klopften. Wir brauchten nicht lange zu warten und hatten dem emsigen Treiben einiger zwanzig Militärsträflinge, welche unter der Anleitung eines Mönches eine Mauer aufführten, kaum die nöthige Beachtung geschenkt, so wurde uns auch schon aufgethan — und vor uns stand bald der alte Pater Joseph. Der mächtige Bart, welcher das volle Gesicht umrahmt, schien

länger und auch grauer geworden zu sein und die weisse Kutte warf nicht mehr so viele Falten, sondern umschloss eng anliegend ein feistes Wänstlein; aber dieselben alten gutmüthigen Augen flogen musternd über unsere Gestalten. Während dieses kurzen Examens verschwand das freundliche Lächeln, sein Zeigefinger legte sich auf die feingeschnittene Nase, als ob deren rechtmässiger Eigenthümer nach einem in den Falten seines Gedächtnisses aufgezeichneten Bilde aus vergangenen Zeiten forschte, und alsbald erschien auch wieder das herzgewinnende Lächeln und Bruder Joseph, der uns wieder erkannt hatte, hiess uns mit Namen freudig willkommen. Als wir im kühlen Gastzimmer an der freundlich gebotenen Erfrischung uns erquickten und ein Glas nach dem anderen des köstlichen, klösterlichen Rebensaftes schlürfend die alte Bekanntschaft erneuerten, theilte uns Bruder Joseph mit, dass inzwischen der Keller, des Klosters Juwel, seiner ganz besonderen Obhut und Fürsorge anvertraut worden sei; er sei so eine Art Oberkellermeister geworden. Da ging uns endlich ein Licht auf, warum uns die weisse Kutte vorne viel zu kurz vorkam und gerne leisteten wir der Aufforderung des Bruders Joseph Folge, in sein weites Reich hinabzusteigen. Da er aber als höherer Ordensbeamter Fremde nicht führen darf, wurde hierzu der Bruder Kellermeister berufen, eine abgerundete Gestalt in brauner Kutte, welcher dieser Pflicht gerne nachkam. Im Keller stehen in langen Gliedern mächtige Fässer, eine erlesene, inhaltschwere, gar geistvolle Bibliothek. Wie wir durch die langen Reihen edler Presserzeugnisse hinschritten, streifte unseres Begleiters feiste Hand häufig, liebkosend, die runden Gebinde; manchmal hemmte er den Schritt, um uns die

trostspendende Eigenschaft seiner besonderen Lieblinge zu künden und trotz unseres Sträubens füllte er von Neuem ein Krüglein mit goldigfunkelndem Weine, um sich und uns für die ausgestandenen Strapazen zu belohnen. Wir dankten ihm und erstiegen wieder die Oberwelt, verzichteten jedoch heute darauf, die sehenswerthen Eigenthümlichkeiten der weiter entwickelten klösterlichen Niederlassung einer neuen Betrachtung zu unterziehen, da wir weiter wollten; der geneigte Leser kennt sie ja auch im Wesentlichen aus früherer Schilderung, auf die wir verweisen*). Voll Ehrfurcht erfüllte uns immerhin die Ueberzeugung von alledem, was im Laufe weniger Jahre rührige Hände hier geschaffen, eines aber hat uns vor Allem gefallen. Auf unsere Frage an Pater Joseph nämlich, was jene Militärsträflinge hier zu bedeuten hätten, welche wir arbeitend bei unserem Eintritte vor der Klosterpforte gesehen hätten, theilte uns derselbe mit, dass dem Orden auf sein Begehren vom Generalgouverneur einige Hunderte dieser Unglücklichen zur Beschäftigung überwiesen worden seien, welche in die verschiedenen Werkstätten vertheilt würden. Alle diese Sträflinge unterscheiden sich durch saubere Kleidung und blühende, gesunde Gesichtsfarbe von ihren Leidensgenossen, welche wir auf unseren Fahrten in Algerien sonst getroffen haben, wie sie unter glühender Sonne Steine klopfen mussten. Während bei Letzteren braune Turkos, rohe Gesellen, mit geladenem Gewehre die Arbeit überwachten und den Säumigen unsanft mit dem Gewehrkolben an die Arbeit mahnten, wenn er rastend sich den Schweiss vom abgezehrten Gesichte wischte, lei-

*) Vergl. Band I, Seite 242 ff.

tete jene ein einziger Mönch ohne andere Waffe, als den zerbrechlichen Zollstab in der Hand, mit halblauten, sanftgesprochenen Worten, und Einer suchte es dem Andern zuvorzuthun an fleissiger Arbeit und emsiger Thätigkeit. Als unser Wagen, welcher uns nach Tipaza bringen sollte, wieder vorgefahren war, wir Abschied nahmen an der Klosterpforte, durch welche wir etliche Stunden zuvor eingetreten waren und unserem freundlichen Pater dankend die Hand schüttelten, da haben wir ihm noch im Besonderen für diesen Anblick gedankt.

Die von Staouéli südwestlich nach Koléah sich ziehende Strasse schneidet die Abzweigung, welche links in wenigen Kilometern nach Sidi Ferruch (auch Ferredji genannt), einem durch die erste Landung der französischen Truppen historisch merkwürdigen Punkte, führt. Gleich darauf durchfährt man das Dorf Zéralda mit seinen Geraniengärten und, nachdem der Ued Mazafran überschritten ist, Douaouda und St. Maurice, dann steigt die Strasse sanft an, dem Hügel zu, auf welchem das von uns schon früher geschilderte liebliche Städtchen Koléah*) sich ausbreitet. Von der Kuppe des Hügels schweift der Blick über die fruchtbare Ebene der Mitidja und verweilt gerne auf dem gegenüber liegenden Städtchen Blidah, dessen weisse Häuserwürfel sich von den hohen, dunkeln Bergwänden des Atlas scharf abheben. Um von Koléah das etwa 26 Kilometer entfernte Tipaza zu erreichen, kann man der am Meeresgestade entlang sich hinziehenden Strasse folgen, auf welcher man zuerst das von Koléah 10 Kilometer entfernte Castiglione erreicht. Letztere Gemeinde zerfällt in zwei fest ab-

*) Vergl. I. Band, Seite 246 ff.

gegrenzte Theile: Téfeschoun, auf dem Plateau gelegen und Bu Ismaël, ein grosses stattliches Dorf am Meeresufer, vermuthlich auf dem Platze einer alten römischen Niederlassung erbaut, deren Bestand durch Funde von Denkmälern, Münzen und Gräbern ausser Zweifel gesetzt ist, deren Name aber bisher noch nicht bestimmt werden konnte. Die Fruchtbarkeit des Bodens, welcher namentlich mit Baumwolle, Oliven, Reben, Tabak und Cerealien angebaut wird, und die strebsame Arbeit seiner Bewohner sichern dieser Colonie eine gewisse Zukunft. Nach weiteren 10 Kilometern erreicht man das beinahe ganz von Fischern bewohnte und nur wenig Ackerbau treibende Dorf Bérard. Die Strasse bleibt nunmehr im Angesichte des Kbur el Rumnia oder Tombeau de la Chrétienne = de la reine, des Mausoleums von König Juba II. und seiner Gemahlin Cleopatra Selene*), über das wir ebenfalls schon des Ausführlichen dem Leser berichtet haben. Die Strasse, welche früher am Fusse des das Grabmal tragenden Hügels ihr Ende erreichte, wurde von Marschall Mac Mahon bis nach Tipaza fortgeführt. Sie windet sich am Fusse des Sahel hin, dem unwirthlichen, zerrissenen Meeresgestade folgend, das hier den berüchtigten, von den Portugiesen „Bahia de la mala muger" genannten „Golf der schlechten Frau" bildet, der auf der einen Seite vom Ras el Amusch, der nördlichen Spitze des Chenua, und auf der andern Seite vom Ras Kenatoer umspannt wird. Die auf einander gethürmten Felsblöcke, die zahlreichen Riffe und Klippen gestatten nur kleinen, leichten Schiffen die Einfahrt; auch diese, wenn sie nicht zerschellen wollen, müssen beim

---

*) Vergl. I. Band, Seite 248 ff.

Nahen des Sturmes den ungastlichen Zufluchtsort meiden. An dieser Bucht, in malerischer Lage, liegt Tipaza, ein kleines, kaum mehr als 100 Einwohner bergendes Dorf, welches sich durch die zahlreichen, daselbst aufgefundenen Spuren und Ueberreste aus den Tagen römischer Herrschaft einen Namen gemacht hat; namentlich sind es seltene Ueberreste aus christlich-römischer Zeit, welche hier gehoben worden sind. Die Ruinen eines dem Ued Nador und Marengo zuführenden Aquädukts, einer Kirche und eines Theaters sind hier zu erwähnen; aber auch zahlreiche Columbarien und Ossuarien, sowie schöne Trümmer von Fontainen weisen darauf hin, dass Tipaza zur Blüthezeit der Julia Caesarea ebenfalls eine blühende Stadt gewesen sein muss, deren guter Hafen damals jedenfalls nicht so vereinsamt und verödet aussah. In mehreren Gärten dortiger wohlhabender Bewohner sind die Ergebnisse emsiger Nachgrabungen zu kleinen Museen von grossem Interesse geordnet und dem lernbegierigen Wandersmanne zu bequemer Betrachtung zugänglich gemacht.

Ein anderer Weg nach Tipaza geht von Koléah aus über das kleine, ebenfalls auf römischem Platze aufgebaute Dorf Atatba. Auch hier weisen zahlreiche Funde, namentlich Gräber, auf die römische Vergangenheit zurück; die noch heute im Gebrauche stehende Cisterne selbst ist römischen Ursprungs. Von Atatba zieht sich der Weg an dem südlichen Abhange des Sahel hin, so ziemlich der Richtung des Ued Mazafran folgend, und erreicht über Marengo dann Tipaza. Aus der von Zwergpalmen überwucherten Haide erheben sich von Zeit zu Zeit, wie Oasen, einzelne Güter mit sauberen Wohnhäusern und Stallungen; ein Landgut namentlich, welches „les Acacias“ benannt

wurde, ist mir durch sein herrschaftliches Gepräge, seine spitzen Dächer und Zinnen, die zahlreichen Scheunen und die vorzügliche Instandhaltung der Felder und Wiesen ganz besonders aufgefallen. Zeitweise auch überholt der Wagen kleine Gruppen von Kabylen, wettergebräunte Gesellen, welche von ihren Bergen herabgestiegen sind, um im mühsamen Handel ihren werthlosen Schmuck loszuschlagen und in thätiger Arbeit, ferne von der Heimath, sich die nöthigen Mittel zu verschaffen, welche ihnen nach der Rückkehr den Ankauf eines Gütchens ermöglichen sollen. Einmal kreuzte eine seltsame Gruppe unseren Pfad: auf magerer, abgetriebener Rosinante sass, stolz in den zerlumpten Burnus gehüllt, ein Beduine, hinter ihm, sich fest an den schmutzigen Genossen anklammernd, der Landpostbote, welcher, mit der grossen Ledertasche über der Schulter, in einsamer Gegend seine zerstreute Clientel aufsuchte.

Von den Ruinen der alten Römerstadt Tipaza aus lohnt ein Ausflug in die alte Julia Caesarea*), welche wir in der Beschreibung des Kbur el Rumnia mehrmals zu erwähnen Veranlassung gefunden haben. Die eigentliche, dem Meere entlang sich hinziehende Fahrstrasse nimmt bei Tipaza ein Ende; wer von letzterem Orte aus „Cherchel“ erreichen will, muss sich südlich wenden, um die von Marengo dahin führende Landstrasse wieder zu gewinnen, welche den wild zerklüfteten Chenua, dessen nördlicher Gipfel, der Ras el Amuch, steil ab in die See fällt, umkreist. Cherchel, jetzt ein freundliches Städtchen von ungefähr 4000 Einwohnern, hat eine vielbewegte geschichtliche Vergangenheit aufzuweisen. Mannigfache Spuren,

*) Vergl. Band I., Seite 250.

werthvolle Funde verleihen der Ansicht Wahrscheinlichkeit, welche behauptet, dass an dieser Stätte einst die alte Phönicierstadt Jol gestanden, auf deren Trümmern wiederum die blühende Julia Caesarea sich erhoben habe. Bei jedem Schritte wird der Wanderer durch Denkmäler römischer Kunst an die Zeiten erinnert, in welchen die Römerherrschaft auch auf afrikanischem Boden mächtig gewesen ist. Bald sind es Säulen vom edelsten Marmor, welche als Ruhebänke in den öffentlichen Gärten der Stadt verwendet werden oder zum Aufbau stattlicher Gebäude dienen mussten, bald sind es wohlerhaltene Inschriften, welche, in die Aussenwände der Häuser eingelassen, unsere Aufmerksamkeit fesseln und unseren Schritt hemmen. Das Museum ist reich an den verschiedensten Gegenständen, welche im Laufe der Jahre hier zusammengetragen worden sind; wenig übersichtlich sind sie aber aufeinander geschichtet und unbedeckt jeglichem Einflusse der Witterung schonunglos preisgegeben. Des Anziehenden findet sich hier vieles vor; namentlich zahlreiche und noch sehr gut erhaltene Ossuarien mit menschlichen Knochenresten und der Asche verbrannter Leichen angefüllt, sowie einige schön erhaltene Torse sind bemerkenswerth. Auch die Ruinen eines römischen Bades, an dessen Mauern und Wänden noch Spuren römischer Fresco-Malereien zu entdecken sind, Ueberreste römischer Häuser mit Mosaikfussböden, auch von römischen Strassen und Umwallungsmauern sind noch vorhanden. Unweit der Stadt erheben sich die massiven Pfeiler einer alten Wasserleitung. Die Steine, soweit sie mühelos vom Boden aus zu erreichen waren, sind zur Aufführung moderner Bauten ausgerissen worden und wie durch Wunder halten sich noch die wuchtigen Steinmassen

auf scheinbar schwacher Unterlage. Manche Pfeiler sind umgestürzt und liegen am Boden, ohne dass die Steine auseinander gefallen sind. Links von der Strasse nach Zürich ist ein anderer Aquädukt kühn von einem Höhenzuge zum anderen gespannt, mit seinen dreifach über einander gesetzten Bögen das dazwischen liegende Thal überschreitend. Die Jahrhunderte sind machtlos an diesem riesigen Kunstbau vorübergezogen und nur wenige Steinblöcke von ihm herabgestürzt. Alle diese Ueberreste sind Merkmale vergangener Grösse und besserer Zeiten. Nachdem auch hier Barbaren und Vandalen gehaust hatten, erhob sich Cherchel noch einmal unter byzantinischer Herrschaft zu nur schwachem Glanze; im Mittelalter holten italienische Kauffahrteischiffe von hier aus Häute, getrocknete Früchte, Wachs und Getreide. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts siedelten sich andalusische Mauren an, pflanzten den Maulbeerbaum, widmeten sich der Zucht der Seidenwürmer und bearbeiteten Eisen und Stahl in zahlreichen Werkstätten. Allein missgünstiger Sinn der benachbarten algerischen Türken duldete nicht die aufstrebende Colonie und sie versank bald in Armuth. Im Jahre 1840 wurde Cherchel von französischen Truppen besetzt und ist heutzutage vermöge seines sicheren, nur bei sehr ungünstiger Witterung schwer zugänglichen, befestigten Hafens der Seeplatz für den westlichen Theil der Mitidja, das obere Chelif-Thal und namentlich für Milianah und Téniet-el-Haad geworden. Das Land ist fruchtbar; Getreide- und Weinbau wiegen vor.

Ungefähr 7 Kilometer westlich von Cherchel, am Meeresufer, liegt Novi, eine kleine Ansiedlung einiger hundert fleissiger Colonisten; die daselbst angelegten Weinberge liefern einen so überraschenden Ertrag, das Land ist so

fruchtbar und die Quellen fliessen so reichlich, dass derselben eine glänzende Zukunft vorhergesagt werden kann. Auch dieses Dörfchen steht auf römischen Grundmauern.

Wir hatten unsern Reiseplan nach der Karte von Andriveau-Coujon (Paris 1873), die nach den Karten des französischen Generalstabs umgearbeitet war, gemacht. Auf eben dieser Karte zieht sich eine prächtige Heerstrasse von Cherchel direct südlich durch das bergige Aghalik der Beni Menasser, erklimmt den 1631 Meter hohen Dschebel Zaccar und führt von dessen südlichem Abhange hinab nach Milianah. Auf unsere Erkundigungen, welche wir über die bestehenden Verbindungen zwischen Cherchel und Milianah vermittelst dieser Strasse einzogen, wurde uns kopfschüttelnde Antwort ertheilt. Endlich wandten wir uns an die richtige Adresse und ein französischer Offizier gab uns den erbetenen Aufschluss, dass früher einmal — und das möchte wohl etwas länger als zehn Jahre her sein — diese Strasse bestanden habe, dieselbe aber nun in Verfall gerathen und es nicht rathsam sei, sich ihrer zu bedienen. Da uns diese wenig günstige Botschaft und die gleiche Warnung noch von anderer Seite wiederholt wurde, das ungastliche Land der Beni Menasser nicht zu betreten, so blieb uns kaum ein anderer Ausweg, als über Zürich (ca. 200 Einw., 15 Kilometer von Cherchel), einem wasserreichen, weinbautreibenden Dörfchen, nach Marengo (28 Kilometer von Cherchel, 88 Kilometer von Algier) zu fahren. Und wir hatten uns fürwahr über diese Aenderung nicht zu beklagen: die Strasse von Zürich nach Marengo führt durch romantische Gegend, üppige Baumgruppen spenden reichlichen Schatten und durch kleine, mit rothblühenden Oleandern überwachsene Thalschluchten ziehen

sich munter rieselnde Bächlein. Marengo ist im Jahre 1848 durch pariser Zuzügler gegründet worden; allein das leichtlebige Völkchen vermochte nicht lange auf der unbebauten Scholle auszuharren; die grosse Mehrzahl derselben verschwand bald spurlos und machte ernsteren Arbeitern Platz.

Capitel V.

Die Bahn von Algier nach Oran.

In der Winter-Saison gehen täglich vier Bahnzüge von der Station Algier ab; aber nur ein einziger, nämlich der Frühzug um 6 Uhr befährt die ganze Strecke von Algier bis Oran; zwei Züge gehen nicht weiter als bis nach El Affrun und ein vierter hat in Affreville sein Tagewerk vollbracht. Auf der Linie wird nur ein Zug von Relizane nach Oran abgelassen und ein anderer von St. Denis du Sig.

In umgekehrter Richtung (Oran-Algier) gehen drei Züge jeden Tag von Oran ab; allein auch hier wieder gibt es nur einen einzigen, welcher noch an demselben Tage Algier erreicht; ein zweiter wird schon in St. Denis du Sig eingestellt und ein dritter macht Feierabend in Relizane. Dagegen bedient ein Zug die Strecke Affreville-Algier und zwei andere die von El Affrun nach Algier.

Fahr-Preise:

Von Algier nach:		I. Classe.	II. Classe.	III. Classe.	Entfernung in Kilometern.
Bufarik	frcs.	4. 15.	3. 10.	2. 30.	37.
Blidah	„	5. 70.	4. 30.	3. 15.	51.
Chiffa	„	6. 50.	4. 85.	3. 55.	58.
El Affrun	„	7. 75.	5. 80.	4. 25.	69.
Affreville	„	13. 45.	10. 10.	7. 40.	120.
Orléansville	„	23. 40.	17. 55.	12. 90.	209.
Relizane	„	33. 15.	24. 85.	18. 25.	296.
St. Denis	„	41. 45.	31. 10.	22. 80.	370.
Oran	„	47. 15.	35. 35.	25. 95.	421.

Die Billets sind nur zu dem Zuge gültig, zu welchem sie gelöst werden; fünf Minuten vor Abgang des Zugs werden keine Billets mehr abgegeben; auf jedes Billet werden 30 Kilogramm Freigepäck gerechnet, das aber 15 Minuten vor Abgang des Zugs eingeschrieben sein muss.

Ferner ist zu beachten:

die Eisenbahngesellschaft Paris-Lyon-Méditerranée in Algerien einerseits

und

die Dampfschifffahrt-Gesellschaften Valéry und Messageries Maritimes andererseits

haben ein Uebereinkommen getroffen, vermöge dessen die Reise von Oran über Algier nach Marseille sowohl, als auch umgekehrt, bei Entnahme eines direkten Billets zu sehr ermässigten Preisen gemacht werden kann. Diese Billets werden an den Schaltern der Bahnhöfe von Oran, Ste. Barbe du Tlélat (Abzweigung nach Sidi Bel Abbés), St. Denis du Sig (Abzweigung nach Maskarah) und Relizane (Abzweigung nach Tiaret) abgegeben oder für die umgekehrte Reise-Route (Marseille, Algier, Oran) in den Bureaux der beiden genannten Dampfschifffahrtgesellschaften in Paris und Marseille. Diese Billets zu ermässigten Preisen sind folgende:

Von Oran oder Ste. Barbe zu Tlélat oder St. Denis du Sig oder Relizane nach Marseille (via Algier) oder in umgekehrter Richtung:

I. Classe Eisenbahn und
I. Classe Dampfschiff =
95 Franken, anstatt frcs. 80 + 47. 15 cts.

II. Classe Eisenbahn und
I. Classe Dampfschiff =
80 Franken, anstatt frcs. 80 + 35. 35 cts.

II. Classe Eisenbahn und
II. Classe Dampfschiff =
60 Franken, anstatt frcs. 60 + 35. 35 cts.

III. Classe Eisenbahn und
III. Classe Dampfschiff (mit Bett, ohne Unterhalt) =
33 Franken, anstatt frcs. 25 + 25. 95 cts.

III. Classe Eisenbahn und
IV. Classe Dampfschiff (ohne Unterhalt, auf Deck) =
25 Franken, anstatt frcs. 15 + 25. 95 cts.

Diese Billets gewähren dem Reisenden die Möglichkeit, sich vier Tage in Algier aufzuhalten, den Tag der Ankunft oder be-

ziehungsweise der Abfahrt des Dampfboots mit eingerechnet. Dabei wird folgendes Freigepäck gewährt:

Auf der Bahn:

I. Classe:	60	Kilogr.
II. „	60	„
III. „	30	„

Auf dem Dampfboot:

I. Classe:	100	Kilogr.
II. „	60	„
III. u. IV. „	30	„

Dabei sind Kinder unter 3 Jahren frei in der Beförderung; für solche im Alter von 3—10 Jahren ist halber Platz zu bezahlen, es wird denselben aber ein ganzer und besonderer Platz eingeräumt; auf Schiff müssen sie mit ihren erwachsenen Begleitern schlafen. Zwei Kinder erhalten eine „Couchette" zusammen.

Die Waggons sind bequem, den climatischen Verhältnissen angepasst und nach amerikanischem Muster, aber in kleinerem Stile erbaut; Damen in Begleitung von Herren können getrost zweiter Klasse fahren.

Die Eisenbahnlinie von Algier nach Oran durchschneidet den grösseren Theil der Mitidja; nachdem sie wenige Kilometer in südöstlicher Richtung der Bucht von Algier gefolgt ist, kehrt sie sich zwischen Hussein Dey und Maison Carrée plötzlich dem Süd-Westen zu. Die erste Station von einiger Bedeutung ist Bufarik; wir haben schon früher*) Gelegenheit gehabt, über das einst mörderische Clima dieses Orts, und die Ausdauer der Colonisten zu sprechen, auch auf den allwöchentlich (Montag) daselbst stattfindenden Markt aufmerksam zu machen. In Blidah zweigt die Strasse

*) Vergl. I. Band, Seite 222.

nach dem in der Sahara gelegenen El Aghuat ab, welches über Chiffah, Médéah und Boghar erreicht wird*); dann dringt sie in den Gebirgszug ein, welcher die Ebene der Mitidja von einer grösseren Nachbarin im Westen der Chelif-Ebene trennt. Es ist eine wildromantische Landschaft, welche der Zug von El Affrun an durchbraust, man folgt eine Zeit lang dem rauschenden Ued Dscher, der sich wild von Fels zu Fels herab stürzt und durch ungastliche Schluchten hindurchbricht. Andere Bilder entrollen sich: die fruchtbaren Gelände werden immer spärlicher und hören bald ganz auf; anstatt üppiger Fluren und Saatfelder durchzieht man dichte Gebüsche wilder Oliven und stacheliger Ginster; überall wuchert die Zwerg-Palme mit ihren fächerartigen, spitzigen Blättern. Von Zeit zu Zeit erheben sich in einsamer Gegend ruinenhafte Reste europäischer Wohnungen, oft sind die Spuren des Brandes und der Zerstörung, welche der Aufstand im Gefolge hatte, nur zu deutlich sichtbar. Die Gegend ist wenig belebt; hier und da einzelne Lehmhütten in der Form grossen Maulwurfshügeln ähnlich, von stacheligen Opunzien umhegt; langhaarige zottige Ziegen benagen die Gesträuche; braune Araber im schmutzigen Burnus starren theilnahmlos dem vorübereilenden Zuge nach. Man lässt die Höhen des Talazit (1640 Meter) und die Berge von Muzaiaville (Dschebel Muzaia 1608 Meter) zur linken Hand liegen; mühsam windet sich der Zug durch den Engpass; zahlreiche Tunnels unterbrechen die Aussicht; nachdem die meist nur von Arabern besuchten Haltestellen Ued Dscher (78 Kilometer), Bu Medfa (91 Kilometer von Algier; 200 Einwohner), Vésoul Bénian (97 Kilo-

*) Vergl. I. Band, Seite 263

meter von Algier; 250 Einwohner) und Adélia (110 Kilometer v. Algier) überwunden sind, lenkt die Bahnlinie in die grosse Chelif-Ebene ein. Die erste Station in derselben ist Affreville (120 Kilometer von Algier), bei der Station Relizane erreicht sie ihr Ende; da letztere 296 Kilometer von Algier entfernt liegt, durchfährt man demgemäss diese Ebene auf einer Strecke von 176 Kilometern. Man fühlt den Eintritt in die Chelif-Ebene durch einen sehr merklichen Temperaturunterschied; kaum ist man den kühlen Thälern und Schluchten der Beni Alluan entronnen und wieder zur Ebene herabgestiegen, so beginnen auch schon lauere Lüfte zu wehen; die Chelif-Ebene ist sogar fühlbar wärmer, als die Mitidja. Die Erklärung dieses Umstandes ist in Folgendem zu suchen: während die Ebene der Mitidja im Norden von einem Gebirgszuge, welcher in seiner höchsten Erhebung nur die Höhe von 400 Metern erreicht, begrenzt und dadurch vom Meere abgeschnitten wird, ist im Gegentheile die Ebene des Chelif vom Meere durch eine hohe, wilde Bergkette getrennt, welche vor Cherchel, im Lande der Beni Menasser mit dem Dschebel Chenua beginnt, dann durch das Aghalik der Zatyma dringt (zwischen Cherchel und Tenez), stets in einer Erhebung von 1100 bis 1500 Metern sich haltend und, an der Mündung des Chelif in den Bergzügen des Dahra (zwischen Ténès und Chelif-Mündung) ihr Ende erreicht. Die Chelif-Ebene erstreckt sich in viel grösserer Länge, als die Mitidja; letztere ist aber etwas breiter, als erstere. Die bedeutendsten Höhen, welche die Chelif-Ebene im Süden begrenzen, sind: südöstlich von Orléansville der Dschebel Temdrera und Dschebel Uaransenis (1991 Meter), Dschebel Ennadate (1732 Meter) südwestlich von Téniet el Haad; Dschebel Amnuna nördlich

von Téniet, Dschebel Echchau (1810 Meter) östlich von Téniet.

Die Chelif-Ebene entnimmt ihren Namen von dem sie durchströmenden Flusse, dem Chelif. Dieser ist der weitaus grösste der algerischen Flüsse; er verdient wenigstens mit Recht den ehrenvollen Namen eines Flusses; er gehört zugleich der Provinz Algier und der Provinz Oran an, entspringt bei El Beïda, am Saume der Sahara, im Aghalik der Beni Amur und in den Bergen gleichen Namens, wendet sich alsbald dem Norden zu, nimmt bei den Sümpfen von Kseria eine etwas östliche Richtung, um sich unterhalb Boghar wieder dem Norden und von hier an dem Nordwesten zuzukehren, bis er endlich bei Milianah sich vollständig dem Westen zuwendet und sich schliesslich 12 Kilometer im Nordosten von Mostaganem in's Meer ergiesst. Bei den Sümpfen von Kseria nimmt er den in der Umgegend von Tiaret entspringenden Nahr Uassel, 5 Kilometer südlich von Affreville den im Süden von Thaza entspringenden Durdur, bei Ruina (160 Kilometer von Algier) den aus den Bergen von Téniet el Haad entströmenden Ued Ruina und bei Fodda (186 Kilometer von Algier) den Ued Fodda, welcher unter dem Namen Larba am Fusse des Dschebel Ennadate bei Téniet entspringt und 20 Kilometer im Westen von Orléansville den als Ued Ardjem in den Bergen des Uaransenis beginnenden Ued Isly auf. In der Provinz Oran sind ihm der Ued Riu, dann der diesem benachbarte Dschidiuïa und die Mina die bedeutendsten Zuflüsse. Letzterer, aus den Hochplateaux herkommende Zufluss begrenzt die Chelif-Ebene im Westen; Achille Filias (géographie de l'Algérie) lässt den Chelif bei Tiaret in den Sebaïn Aiun, den 70 Quellen, entspringen, er sieht

in dem Nahr Uassel, welchen wir als Nebenfluss anführen zu müssen glaubten, den eigentlichen Chelif. Nachdem wir dem Chelif diesen geographischen Abriss gewidmet haben, den er wohl verdient, wird er uns doch noch ein gutes Stück Weges auf unserer Wander-Fahrt begleiten, wollen wir die Beschreibung der Eisenbahnlinie wieder fortsetzen, von welcher wir uns in Affreville entfernt haben. Affreville liegt, wie wir gesehen haben, am Eingange zur Chelif-Ebene, am Ufer des Ued Butan und ist auf den Trümmern der alten Colonia Augusta erbaut; es ist dem in den Junitagen des Jahres 1848 zu Paris getödteten Erzbischofe Affre von Paris zu Ehren mit dessen Namen getauft. Wasserleitungen versehen das kleine Städtchen mit reichlichem Wasser und befördern den Weinbau. Affreville hat verschiedene gute Eigenschaften: für die Eisenbahn-Reisenden ist es insofern von eminenter Bedeutung, als sich am Bahnhofe ein leidliches Büffet befindet, welches das „Déjeûner“ spendet. Auf der ganzen Linie Algier-Oran sind nämlich nur drei Stationen mit Büffets versehen. Ausserdem ist es aber auch ein wichtiger Knotenpunkt, welch' letztere Eigenschaft dem Städtchen wohl zu Statten kömmt. Einmal zweigt von Affreville die Strasse nach dem nur wenige Kilometer entfernten Milianah ab (125 Kilometer südwestlich von Algier, 70 Kilometer von Blidah; Omnibus dahin an jedem Zuge: Coupé 1 frc. 50 cts.; Inneres 1 frc.). Milianah ist wohl die am schönsten gelegene Stadt der Provinz Algier. An die schroffen Abhänge des marmorreichen (1631 Meter hohen) Dschebel Zaccar malerisch sich anlehnend und in einer Höhe von beinahe 800 Metern an demselben sich erhebend — die Strasse von Affreville windet sich 9 Kilometer lang den Berg hinauf — beherrscht die be-

festigte Stadt das Land weit im Umkreise. Namentlich an einem freien Punkte der Stadt von breiter Terrasse aus, zu welcher reinliche, mit hohen Bäumen bepflanzte Strassen hinaufführen, entzückt das Auge eine Fernsicht von seltener Schönheit. An einem alten verfallenen Minaret vorbei schweift das Auge über die weite Ebene des Chelif, durch die sich der silberne Fluss hindurchwindet und ruht im Süden an den Spitzen und Wänden des Atlas. Von den Mauern und Wällen ist kaum etwas zu ahnen, denn dichte, herrliche Baumgruppen umgeben die Stadt, an deren Füssen frische Bergwässer der Ebene zueilen, in heissen Sommertagen ein erquickender Anblick. Nachdem die lustigen Bächlein Menschen und Vieh getränkt haben, treiben sie emsig zahlreiche Mühlenräder; das Land ist äusserst fruchtbar, Wein- und Obstbau machen den Reichthum der Bewohner aus. Der Dschebel Zaccar birgt neben seinen Marmorbrüchen ergiebige Adern von Kupfererz. Aber in die fruchtbaren Gärten von Milianah steigen aus den Klüften des Zaccar nicht selten beutegierige Panther herab, auch lauern in den blühenden Hainen von Granatbäumen oft giftige Schlangen. Allein je mehr der Fuss des Landmanns vordringt, um so weiter drängt er diese gefährlichen Autochthonen zurück. Ein anderes, nicht minder gefürchtetes Uebel der schönen Gegend sind die berüchtigten Heuschrecken.

Auch Milianah steht auf altem römischen Boden, in welchem die Trümmer von „Malliana“ ruhen. Nach der Römerherrschaft war es den Königen von Tlemcen unterworfen und dann den Türken. Im Jahre 1830 beanspruchte es als Erbeigenthum der Kaiser von Marokko, im Jahre 1837 ernannte Abd el Kader einen seiner Brüder zum Bey von Milianah und 1840 nahmen es französische Colonnen trotz

tapferer Gegenwehr des Emirs in Besitz. (Hôtel d'Isly, Hôtel du Commerce, beide empfehlenswerth).

Von Affreville führt auch nach dem Süden eine wichtige Strasse, nämlich nach den berühmten Cedernwäldern von Téniet el Haad (64 Kilometer von Milianah; 199 Kilometer südwestlich von Algier). Alle zwei Tage fahren die „Messageries" von Milianah nach Téniet ab. Abfahrt um 10 Uhr Morgens von Milianah. Ankunft um 7 Uhr Abends in Téniet und desgleichen in umgekehrter Richtung. (Preis: Coupé 10 frcs.; Inneres 8 frcs.) Vier Kilometer südlich von Affreville setzt die Strasse über den Chelif und folgt dann dem Thale des Ued Massin zuerst durch üppiges Gebüsch, dann durch prachtvolle Wälder von Alep-Kiefern dringend. In der 30 Kilometer südlich gelegenen Karavanserei des Ued Massin Relais und Station; die Strasse geht abwechselnd durch dichte Wälder von Thujas, Wachholder und Stein-Eichen; der Hadschar Thuila, merkwürdiger, kegelförmiger Berg, zieht den Blick auf sich, 13 Kilometer vor Téniet nochmals Halt am Wirthshaus „de la Rampe", dann ist Téniet el Haad erreicht, ein Städtchen von ungefähr 800 Einwohnern, 1100 Meter über Meereshöhe, tief in den Bergen gelegen. Das Sehenswürdigste sind die herrlichen Cedernwälder von Téniet, welche nahe bei der Stadt beginnen und über eine Fläche von 3000 Hektaren sich ausbreiten. Eine Forststrasse von nahezu 14 Kilometern Länge durchzieht die Waldungen bis zum sogenannten „Rond point des Cèdres"; in der Nähe des Letzteren fliesst eine eisenhaltige Quelle in einer annähernden Stärke von etwa 2000 Litern im Tage, welche ihrem Gehalte nach sich den Quellen von Spa ebenbürtig zur Seite stellen soll. In einer Schlucht oberhalb steht

die Königin des Waldes „la Sultane“, eine Ceder von zwei Metern im Umfange; die Forststrasse steigt zu einem schönen Aussichtspunkte auf die Höhe. Viel Merkwürdiges bietet sich dem Wanderer dar, wir vermögen nicht, ihn auf jedes Einzelne aufmerksam zu machen. In der Hauptstrasse des Forstes, ehe man an den sogenannten Rond point des Cèdres gelangt, bemerkt man eine Ceder, deren Zweige einen umfangreichen Felsblock allmählich vom Boden emporgehoben haben und ihn nunmehr noch umschlingend in einer Höhe von über zwei Metern festhalten. — (Hôtel du Commerce.)

Nachdem man Affreville verlassen hat, fährt der Zug an mehreren, nicht nennenswerthen Stationen (Duperré, 146 Kilometer von Algier, Ruinen des römischen „oppidum novum“ mit Inschriften) vorüber, durch die einsame Ebene des Chelif. Wer aus den prangenden Gärten von Milianah herabgestiegen ist, fühlt empfindlich den Gegensatz. Die Chelif-Ebene bietet immer nur dasselbe Bild dar; zur linken Hand in der Ferne die blauen Höhen des Atlas, rechts eine andere, minder hohe Bergkette, welche uns vom Meere trennt; von Zeit zu Zeit nähert man sich dem Flusse, in dessen Bett häufige Reste alter Bauten und Brücken wahrnehmbar sind, dann verschwindet auch dieser wieder in der Ferne, manchmal setzt die Bahn über kleinere Nebenflüsse; ringsum die stacheligen, dichtgedrängten Fächer der Zwergpalmen, deren Blätter die Herden benagen; kleine Lehmhütten, deren arabische Bewohner dem Zuge nachblicken; hier und da ein „Duar“ braun gestreifter Zelte am Fusse wellenförmiger Hügel, deren Kuppen weiss schimmernde Marabute krönen, wenige Gruppen von Brustbeer-Bäumen und Lentisken, gar spärlich Dächer und Schornsteine

europäischer Meierhöfe. In den Sommer-Monaten, wenn alles verglüht und versengt ist und in diesem Erdtheile die Natur schläft, dann bietet die einsame Ebene ein recht trauriges Bild dar; aber auch im Frühjahre, wenn alles sprosst und grünt und die Natur zu neuem Leben erwacht und das Auge gerne auf all' den farbigen Blüthen und Blumen haften bleibt, welche zwischen und unter den Gesträuchen hervorspriessen, erscheint die Ebene gar still und einsam, wie ausgestorben. Während der Zug dahineilt, legen wir uns die Frage vor, woher das wohl kommen mag, dass wir das Leben in dieser Gegend vermissen. Wenn der Grund davon nicht in der Natur zu suchen ist, welche hier so herrliche Wunder zu wirken vermag, wie in dem beglücktesten Winkel deutscher Gauen, so muss wohl die Ursache in anderem zu suchen sein. Was wir so schmerzlich hier vermissen, ist der webende Geist des Menschen, die schaffende Hand des Colonisten! —

Der Mittelpunkt der Ebene (zwischen Affreville und Relizane) wird durch Orléansville bezeichnet (209 Kilometer südwestlich von Algier). Im Jahre 1843 gegründet ist Orléansville jetzt eine Stadt von ungefähr 1700 Einwohnern; heute noch strategischer Mittelpunkt, wird sie wohl bald auch ein Centralpunkt civiler Bewegung werden. Was daselbst bis jetzt geschaffen ist, verdankt alles mehr oder weniger militärischer Anregung seine Entstehung. Die Anpflanzungen in und ausser der Stadt, meist Alep-Kiefern und Johannisbrod-Bäume, welche in der ganz waldentblössten Gegend wenigstens einigermassen Schatten zu spenden vermögen, die Gebäude und Kanäle, alles das ist durch die Arbeit französischer Regimenter entstanden, denen auch die Stadt den kleinen Coniferenhain verdankt, welcher

als öffentlicher Garten dient. Die zwei Wasserleitungen, welche das Wasser aus dem Bette des drei Kilometer entfernten Thizaut in die Stadt bringen, sind vom Genie-Corps erbaut; dieses ungeniessbare Wasser, welches jetzt nur noch zur Bewässerung und Strassenreinigung verwendet wird, soll nunmehr durch vortreffliches Wasser ersetzt werden, welches zum Heile der Stadt auf ganz zufällige Weise entdeckt worden ist. Indem man nämlich in der Baumschule eine Cisterne ausgraben wollte, stiess man auf unterirdisch fliessendes, dem Chelif zuströmendes Wasser bester Beschaffenheit, das nun hydraulische Apparate zur Stadt führen. Ausserdem sollen die Fluthen des Chelif zur Bewässerung der Felder und Pflanzungen um die Stadt verwendet und dadurch 15000 Hektaren Land bewässert werden. — Ehe ich diese Worte über Orléansville schliesse, möchte ich doch noch von einer That der braven Bürger dieser Stadt berichten, welche würdig wäre, von den berühmten Schildbürgern begangen worden zu sein. Unter anderen Denkmälern aus römisch-christlicher Zeit, wie z. B. schöne kirchliche Inschriften, Reste der Basilica des Sanct Reparatus, fand man im Jahre 1843 eben in letztgenannter Basilica ein prachtvolles Mosaik von 30 Metern Länge auf 12 Meter Breite. Man förderte dasselbe, welches den h. Reparatus darstellte, vollständig zu Tage; aber ohne Erbarmen legte man es wieder in der Mutter Erde Schooss, worin es sicherer ruhen sollte, als auf derselben; denn das seltene Mosaik wurde mit besonderer Vorliebe als Unterlage für Koth und Schmutz benutzt und drohte ganz zu Grunde zu gehen. Kein Alterthumsforscher war in der Nähe, welcher sich der Sache hätte annehmen können, kein Bischof erinnerte sich des heiligen Reparatus; — um den

werthvollen Fund daher für bessere Zeiten zu sichern, wurde er ohne Gnade und Barmherzigkeit eingescharrt und jetzt ruht Sanct Reparatus unter einer Erddecke von zwei Metern und über ihm erhebt sich eine Baumpflanzung, in deren Schatten Gemüse- und Fischmarkt abgehalten wird. — In der Stadt gute maurische Bäder; auch zwei gute Hôtels, Hôtel du Midi, Hôtel de France; Sonntags starkbesuchter Markt, 15000 Araber und Colonisten treffen sich auf demselben. Orléansville wurde im Jahre 1843 von Marschall Bugeaud auf den Trümmern des römischen Castellum Tingitii gegründet. (Eine Strasse nach Téniet el Haad und eine solche nach Tiaret sind im Bau.) Etliche Kilometer von der Stadt entfernt befindet sich die arabische Strafcolonie, welche, ackerbautreibend, treffliche Resultate liefern soll.

In Orléansville schliessen die Messageries zu täglicher Ueberfahrt nach Ténès (53 Kilometer nördlich von Orléansville, 222 Kilometer westlich von Algier) an. 31 Kilometer von Orléansville Ruinen eines alten römischen Castrum, das die Strasse zwischen Castellum Tingitii und Cartenna zu bewachen hatte; 46 Kilometer (von Orléansville) Montenotte mit 750 Einwohnern, Kupfer, Eisen und Blei führenden Bergwerken; fruchtbarer, vom Ued Allata bewässerter Boden: Cerealien, Wein, Tabak, Obstbaumzucht. Ténès (53 Kilometer von Orléansville; 222 Kilometer westlich von Algier) steht auf den Trümmern der alten Cartenna colonia und wurde im Jahre 1843 auf Befehl des Generals Bugeaud neu gegründet; täglich werden durch Neubauten ansehnliche Ruinen römischer Zeit ans Tageslicht gefördert. Jetzt mag die Stadt nahe an 2000 Einwohner zählen; sie liegt am Meeres-Ufer, westlich von dem Cap

gleichen Namens in einer kleinen Bucht, den gefährlichen Winden ausgesetzt. Schiffe mit einigem Tiefgange vermögen sich dem klippenreichen Gestade nicht zu nähern und müssen ungefähr 1000 Meter davor im offenen Meere Anker werfen. Seitdem ein regelmässiger Dampfbootverkehr zwischen Algier und Oran nicht mehr besteht, sinkt Ténès in seiner früheren Bedeutung, welche es vorzüglich dadurch gewonnen hatte, dass es als Verladungsplatz der ihm vom ausgedehnten Markte Orléansville's und aus dem Innern, insbesondere von Tiaret, zugeführten Güter diente. Die Einstellung der Küstendampfschifffahrt und die weitab südlicher führende Bahnlinie haben die Erwartungen, welche man gerechter Weise für diese Stadt hegte, vernichtet. Doch blüht wenigstens der Landbau und zeigt günstige Resultate; die nähere Umgebung ist reich an mineralischen Schätzen; in den Hainen von Thujas und Lentisken vor den Thoren der Stadt sucht die Bevölkerung Schatten vor den sengenden Strahlen der sommerlichen Sonne.

In militärischer Hinsicht ist Ténès erwähnenswerth, insofern als daselbst sich eine Proviantniederlage der algerischen Armee befindet. Das alte arabische Ténès, ein Kilometer vom Meere, südlich von der neuen Stadt gelegen, hat eine Einwohnerzahl von 800 Eingeborenen.

Dem Meeresufer entlang führt von Ténès nach Cherchel ein Saumpfad durch kabylische Stämme hindurch; kaum vom schwindelfreien Fussgänger zu begehen. Das kabylische Saumthier klettert sicher und langsam über den bösen, steinernen Steg und steigt unerschrocken von Fels zu Fels, an deren Fusse sich die Meereswogen brechen. Knorrig und trotzig versperrt manchmal ein mächtiger Stamm, welcher in den Felsspalten Wurzel geschlagen hat,

den Weg und man weiss kaum, wen man mehr anstaunen soll: das gelehrige Maulthier, welches seine schwere Bürde tragend folgsam hinüberklimmt oder den treibenden Kabylen, welcher in gelenkigem Sprunge darüber hinwegsetzt.

Ungefähr eine Stunde, nachdem der Zug Orléansville verlassen hat, überschreitet er bei der Station Merdja, (243 Kilometer von Algier) die Grenze der Provinz Oran, kurze Zeit darauf den 36. Breitegrad. Die nächste grössere Haltstation ist Relizane (296 Kilometer von Algier). Am Bahnhofe befindet sich ein gutes Büffet und der Zug hält, um den Reisenden die nöthige Zeit zum „Diner" zu gewähren. Wer nicht spät in der Nacht in Oran ankommen will, findet hier, im Hôtel Simon, gute Unterkunft. Relizane stammt aus den jüngsten Jahren; die ersten Grundsteine zu seiner Entstehung wurden im Jahre 1857 gelegt. Die am westlichen Abhange eines Hügels erbaute Stadt beherrscht die Ebene der Mina; im Jahre 1861 kaum 400 Einwohner zählend, beherbergt heute Relizane eine Bevölkerung von nahe an 2000 Seelen. Dieses reissende Wachsthum und seine Wohlhabenheit verdankt die Stadt dem Bau der Baumwolle. Als die ersten Versuche dazu glänzende Resultate ergeben hatten und die infolge des Bürgerkrieges ausgebrochene, amerikanische Krisis den Preis der Wolle in die Höhe trieb, da legten sich sämmtliche Colonisten auf den Bau der Baumwolle. Der Markt für dieselbe war Oran und unglaublich rasch waren Vermögen damit gewonnen. Nach Beendigung des amerikanischen Krieges kehrten die Dinge in die alten ebeneren Geleise zurück, man hatte nicht mehr nöthig, seinen Baumwollen-Vorrath ausserhalb Amerika zu suchen, die europäischen Märkte waren mit Ballen angefüllt. Die Colonisten verloren

den Muth und so ist heutzutage von Baumwollenbau nicht mehr viel zu sehen; die Bevölkerung betreibt mit geringen Ausnahmen den Getreidebau, welcher zwar weniger raschen und hohen Gewinn abwirft, aber darum auch weniger Mühe und Arbeit erfordert. Das Land ist ohnehin äusserst fruchtbar; diese Fruchtbarkeit verdankt es wesentlich den vom Genie-Corps errichteten Eindämmungen, drei Kilometer im Osten von Relizane. Mächtige Pfeiler und Mauern dämmen eine beträchtliche Wasserfläche ein; sobald das Wasser bis zu einer gewissen Höhe aufgestaut ist, ergiesst es sich über seltsam geformte Felsmassen in rauschenden Cascaden hinunter auf die der Bewässerung bedürftigen Felder. —

In dieser Gegend ist auch die Schweinezucht zu Hause und — höchst merkwürdig, — die riesigen Schweineherden werden von arabischen Hirten bewacht, während sonst doch dem Araber diese Thiere, als unreine, ein Greuel sind. Noch eines ist mir an Relizane aufgefallen: Das Städtchen steht vollkommen schutzlos, ohne jede Umwallung oder Mauer da, deren sonst eine afrikanische Stadt ungerne und nicht leicht entbehrt. Und dennoch haben die arabischen Tribus, welche rings um die Stadt wohnen, im Jahre 1871, während des algerischen Aufstands, keinerlei Feindseligkeiten gegen die offen daliegende, leicht zugängliche Stadt unternommen. Colonisten und Eingeborene leben hier in gutem Einverständnisse Seite an Seite; die Araber haben ihren eigenen Vortheil, welchen sie in reichem Maasse aus dem Verkehre mit den Fremden zu ziehen wissen, gebührend zu schätzen verstanden und erzeigen den europäischen Gesetzen Achtung und Gehorsam. — Unweit der Stadt befinden sich römische Trümmerfelder ohne sonderliches Interesse.

Auch Relizane ist Knotenpunkt wichtiger Strassen; von hier fährt drei Mal in der Woche (Dienstag, Donnerstag, Samstag, um 11 Uhr Abends) der Eilwagen nach dem im Süden gelegenen Tiaret. (Ankunft in Tiaret um 4 Uhr Abends; Abfahrt von Tiaret nach Relizane an denselben Tagen um 4 Uhr Morgens; Ankunft in Relizane um 4 Uhr 30 Minuten Abends. Preis der Plätze: Coupé 20 frcs.; Inneres 15 frcs.; Gepäck 20 cts. das Kilogramm). Tiaret (243 Kilometer südöstlich von Oran) liegt auf der Grenze des Tell und der Hochplateaux und bildet den Schlüssel zu den Chott's. Chott nennt man die in tiefliegenden, sumpfigen und salzhaltigen Aushöhlungen des Bodens zur Regenzeit im Süden sich ansammelnden Gewässer eigener Art, welche kurz nach der Regenzeit wieder austrocknen. „Chott" heissen sie im Westen Algeriens, „Sebkhra" im Osten. Die beiden grössten in der Provinz Oran sind Chott el Karbi an der marokkanisch-algerischen Grenze (und von dieser durchschnitten) und Chott el Chergui, nordöstlich und 40 Kilometer von ersterem entfernt; letzteren Chott durchschneidet die Strasse von Mascarah nach Géryville; die Furth ist zur Regenzeit gefährlich zu passiren. — Die hohe Lage von Tiaret ermöglicht schönen Rundblick; am östlichen Horizonte vermag man von dort aus die letzten Erhebungen des Atlas: den Dschebel Nador und den Dschebel Gudjila zu unterscheiden. Tiaret ist für die Bewohner der Sahara einer der wichtigsten Märkte Algeriens; alljährlich kommen die Karawanen aus dem Süden dahin, bringen Wolle, Schafherden, Teppiche, Haik's und Straussenfedern und tauschen diese Gegenstände gegen Waaren aus dem Tell aus, insbesondere erhandeln sie Getreide. Das Land ringsum ist Weideland, auf welchem die Horden der

Sahara ihre Schaf- und Pferdeherden hüten. Wasser ist in genügender Menge vorhanden; Tabak und Kartoffel werden mit Vorliebe gebaut. — (Hôtel Bienvenu.) — Zahlreiche römische Ruinen in der Umgegend weisen auf die alte Tingartia zurück.

Von Tiaret führt eine etwas westlich geneigte Strasse weiter dem Süden zu; dieselbe verbindet Frenda (47 Kilometer) mit Tiaret. Von Frenda macht die Strasse einen jähen Bogen dem Nordwesten zu, indem sie den Dschebel Gaada zur Linken lässt, übersetzt bei Tagremareb den Ued el Abd, einen Nebenfluss der Mina und wendet sich von hier aus wieder dem Südwesten zu, bis sie in gebirgiger Gegend S a ï d a, einen militärischen Platz (180 Kilometer) südöstlich von Oran erreicht. Saïda liegt am Flusse gleichen Namens in fruchtbarer, wasserreicher Gegend; der Rebstock gedeiht daselbst. An dem jeden Montag dort stattfindenden Markte kommen hauptsächlich Pferde und Schafe zum Verkaufe; Saïda hat eine Einwohnerzahl von über 1000 Seelen. Von Saïda strahlen vier Strassen nach den vier Cardinalpunkten aus:

1. Die oben erwähnte Strasse nach Tiaret über Frenda (in östlicher Richtung).

2. Dem Südosten zu nach G é r y v i l l e (auch von Tiaret aus zu erreichen, von dem es 206 Kilometer entfernt direct südlich liegt); Géryville (ca. 323 Kilometer von Oran) ist ein rein strategischer Punkt; die kaum über hundert Köpfe zählende Bevölkerung lebt nur von der Garnison, welche wieder in einem Fort zusammengedrängt ist. Das wenig fruchtbare Land entbehrt doch nicht des fliessenden Wassers. Die Höhen, inmitten welcher Géryville liegt, sind meist mit Thujas und Wachholderbäumen bepflanzt. — Die Strasse von Saïda nach Géryville führt

mitten durch „Chott el Chergui". Das Clima ist ein mittleres. Géryville, 1852—54 gegründet, hat seinen Namen von einem tapferen französischen Officiere, welcher zuerst im Jahre 1845 dahin vorgedrungen war. 15 Kilometer nordöstlich von Géryville das Ksar Stitten mit beinahe 1000 Einwohnern. Im Süden und Südwesten dieser Orte liegen die Oasen der berüchtigten Tribus Ulad Sidi Schickh und inmitten derselben das Grab des Sidi Schickh, des Heiligen und Schutzpatrons der mächtigsten Völkerschaft der Sahara; Negersclaven bewachen dasselbe und weit aus der Ferne her kommen seine Jünger, um auf dasselbe ihre Gaben niederzulegen.

3. Dem Westen zu nach Daya; militärische Station am Rande der Hochplateaux mit nicht mehr als 100 Einwohnern, von Wäldern umgeben, zwischen Saïda und Sebdou gelegen. Eine Strasse von 71 Kilometern verbindet es mit dem genau nördlich gelegenen Sidi Bel Abbès und eine andere mit dem nordwestlichen Tlemcen.

4. Dem Norden zu nach dem 74 Kilometer entfernten Mascarah.*) Zwischen Mascarah und Saïda fahren tägliche Posten; (Abfahrt von Mascarah 8 Uhr Morgens, Ankunft in Saïda Abends 5 Uhr, gerade so auch in umgekehrter Richtung; Coupé 8 frcs., Inneres 6 frcs., Gepäck 4 cts. pro Kilogr.). Von Mascarah gibt es wieder eine directe Strasse nach Tiaret.

Nachdem die Bahn bei Relizane auf das linke Ufer der Mina übergetreten ist, verschwinden bald die Höhenzüge zur Rechten, welche bisher im Norden die Bahnlinie vom Meere geschieden haben und die Ebene dehnt sich bis

*) Ueber Mascarah vergleiche unter Seite 65.

zum Letzteren ohne Unterbrechung aus; zur linken Hand aber begleiten uns noch immer die Ketten des Atlas. Nach einigen Stationen ohne Belang: in Hillil (315 Kilometer von Algier) Postverbindung mit dem nördlich am Meere gelegenen Mostaganem*). (Abfahrt von Mostaganem 5 Uhr 30 Minuten Morgens, Ankunft in Hillil 9 Uhr 30 Minuten Morgens im Anschlusse an den Zug nach Algier; Abfahrt von Hillil 7 Uhr Abends, Ankunft in Mostaganem 11 Uhr Abends. Coupé 4 frcs., Inneres 3 frcs., Gepäck 4 cts. pro Kilogr.); dann Perrégaux mit zahlreichen Meierhöfen; ungefähr 12 Kilometer südlich von Perrégaux an dem Ued Habra hinauf, in dem Thale, welches die Strasse von Mostaganem nach Mascarah durchschneidet, ist der sogenannte Barrage de l'Habra am Ued el Hammam sehenswerth; derselbe hat 4 Millionen Unkosten verursacht, vermag aber einen Wasservorrath von 14 Millionen Cubikmeter zu fassen, welche zur Bewässerung des Landes um Perrégaux und in der Habra-Ebene dienen. In Perrégaux Abzweigung nach dem südlich belegenen Mascarah**). Wichtiger ist wieder die Station St. Denis du Sig (370 Kilometer von Algier), auf dem rechten Ufer des gleichnamigen Flusses gelegen, 51 Kilometer von Oran, eine Stadt von mehreren tausend Einwohnern, mit breiten, baumbepflanzten Strassen und Plätzen, sowie mit reichlichem Wasser versehen. Der Boden von seltener Fruchtbarkeit ist dem Anbau von Raps, Baumwolle, Getreide und Wein dienlich gemacht; wohlthuend berühren das Auge die prächtig gedeihenden Baumpflanzungen und die Meierhöfe in der Umgebung der Stadt.

---

*) Vergleiche unter Seite 82.

**) Vergleiche unter Seite 65.

Zwei Dinge sind in St. Denis du Sig hervorzuheben: Einmal der Damm (3 Kilometer) im Süden der Stadt, welcher in einer aus Hausteinen errichteten, mächtigen Mauer den durch winterlichen Regen anschwellenden Fluthen des Flusses entgegengesetzt ist. Noch bekannter ist die Stadt geworden durch die „Union agricole du Sig", eine Association von Capital und Arbeit, welche im Jahre 1846 gegründet wurde und es sich zum Ziele gesetzt hatte, die schwierige Frage von der Vereinigung von Capital und Arbeit in praktische Ausführung zu übersetzen und praktisch zu lösen. Die Meierhöfe dieser Ansiedlung befinden sich etliche Kilometer vor der Stadt auf dem rechten Ufer des Sig und sind bekannt unter dem Namen „Ferme de l'Union". An der Spitze des Unternehmens standen lange Zeit Genie-Offiziere als praktische Direktoren. Der grossherzige Gedanke, welcher demselben zu Grunde lag, vermochte in seiner Ausführung nicht lange am Leben zu bleiben. Das Endergebniss aller Pläne und Versuche ist heutzutage ein Länder-Complex von 2000 Hektaren, welcher durch eine pariser Gesellschaft ausgebeutet wird. —

(In St. Denis du Sig „Hôtel Breuleux" und „Hôtel Royet".)

Von hier aus Postverbindung mit dem südöstlich gelegenen Mascarah in sechsstündiger Fahrt (Coupé 12 frcs., Inneres 9 frcs., Gepäck 10 cts. pro Kilogramm). (Mascarah ist auch durch direct gehende Messageries mit Oran verbunden, 10-stündige Fahrt.) Die von Weitem mit ihren Thürmen, Bastionen und Wällen stattlich ausschauende Stadt verliert sehr bei näherer Betrachtung; sie ist auf zwei felsigen Hügeln aufgebaut, zwischen denen der Ued Tudman sich Bahn bricht und von wo aus sich weite Fern-

sicht über die Ebene des Eghris eröffnet. Mascarah (ca. 100 Kilometer von Oran) ist eine Stadt von etwa 10,000 Einwohnern, zum weitaus grössten Theile muselmännischer Religion, und soll auf den Ruinen der alten Victoria erbaut sein. Unter türkischer Herrschaft war die Stadt blühend, ihr Reichthum sprüchwörtlich geworden, so dass endlich die Beys daselbst ihre Residenz aufschlugen; gleichwie Tlemcen ward sie eine Leuchte islamitischer Wissenschaft. In den ersten Jahren nach der Landung der Franzosen in Algerien erkor sie Abd el Kader (im J. 1832) zu seiner Hauptstadt; er selbst stammte ja aus einer benachbarten Tribus. Im Jahre 1835 betrat der Marschall Clauzel nach siegreicher Schlacht die Stadt, fand aber von den mährchenhaften Reichthümern darin nicht viel vor; nach drei Jahren schon zog sich der französische General auf Oran zurück, im Jahre 1841 nahm General Bugeaud Mascarah zum zweiten Male ein. Aïn Beida „die weisse Quelle“, die Lieblingsmoschee Abd el Kader's ist heute eine Rumpelkammer der Militär-Montirung.

Der fruchtbare Boden, meist dem Getreidebau gewidmet, ist auch dem Weinbau günstig. Dreimal in der Woche findet von den Arabern stark besuchter Markt statt, auf welchem sie ihre Waaren: Haik's, Burnusse, Teppiche, Wolle und Rinder zum Verkaufe und Tausche bringen.

Von St. Denis du Sig zweigt auch eine Strasse nach dem am Meere gelegenen Arzew ab. Die nächste Station von etlichem Belange nach St. Denis du Sig ist Ste. Barbe du Tlélat (395 Kilometer von Algier), ein kleines Dörfchen in fruchtbarer Gegend mit fleissigen Bewohnern. Von hier geht die Strasse nach der 83 Kilometer südlich von Oran gelegenen Stadt Sidi Bel Abbès ab. (Um seines

Platzes sicher zu sein, lasse man sich in Oran auf dem Bureau der Messageries Générales Corre et Cie, Boulevard Malakoff, einschreiben; Coupé 7 frcs., Inneres 5 frcs., Gepäck und Waaren 7 cts. pro Kilogramm.) Den Dschebel Tafarui zur Rechten lassend, übersteigt die Strasse die Passhöhe der Uled Ali, durchzieht das Dorf Sidi Brahim (30 Kilometer von Ste. Barbe) und erreicht nach weiteren 53 Kilometern Sidi Bel Abbès. In den vierziger Jahren war dieser Ort nichts weiter, als ein auf sumpfiger Haide gelegenes Grab eines Marabut, welcher der Stadt seinen Namen gegeben hat. Ihre Entwickelung fällt in die fünfziger Jahre und bald wurde sie der vorzüglichste Markt für die im Inneren wohnende Bevölkerung. Militärische und Handelsinteressen sichern die Zukunft der Stadt, welche eines Tags durch eine Eisenbahnlinie mit Ste. Barbe du Tlélat verbunden werden wird. Als militärischer Platz sichert Bel Abbès den Besitz des Landes zwischen den Städten Tlemcen und Mascarah, an deren Verbindungsstrasse es liegt; hier befinden sich die Getreidekammern, welche mit den aus der Umgegend zusammengebrachten Vorräthen angefüllt und dann weiter nach Oran entleert werden. Die Strassen, von meist nur einstöckigen Häusern begrenzt, werden durch stattliche Maulbeerbäume beschattet. Sehenswürdigkeiten enthält die Stadt keine. 21 Kilometer südlich von Sidi Bel Abbès, zwischen Sebdou und Saïda liegt Daya, am Saume der Hochplateaux, rein strategischer Punkt, von Stein-Eichen und Alep-Kiefern umgeben. An Sidi Lahsen, einem kleinen Dorfe, an europäischen Ansiedelungen vorbei, zieht sich die Strasse durch Dickicht und Wald in das Thal des Ued Mekerra (Sig), windet sich an steilen Anhöhen hinauf und senkt sich dann zum Ge-

biete der Uled Mimun ins Thal des Ued Isser herab, übersteigt dann den Dschebel Rumeliah, um in Tlemcen ihr Ende zu finden.

Von Ste. Barbe du Tlélat wendet sich die Bahnlinie dem Norden zu; die Berge auf der linken Seite verschwinden in weiter Ferne, die Bahn berührt die östliche Spitze eines Salzsees. Zwergpalmen und Brustbeerbäume treten nur noch vereinzelt auf; Fluren und Felder breiten sich aus, Gärten und Aecker werden immer zahlreicher und bald dampft pfeifend der Zug in den Bahnhof von Karguentah, der östlichen Vorstadt Oran's, ein.

Capitel VI.

Oran.

a) Verbindungen Oran's mit anderen Orten durch Dampfschifffahrt:

1. Compagnie de navigation mixte:

Von Marseille nach Oran, Mittwoch Abend um 5 Uhr;
Von Marseille nach Mostaganem und Oran, Cette anlaufend, Freitag Abend um 6 Uhr;
Von Cette nach Mostaganem und Oran, Samstag Abend 7 Uhr;
Von Mostaganem nach Marseille und Cette, in Oran anhaltend, Mittwoch Abend 7 Uhr;
Von Oran nach Marseille und Cette, in Valenzia anhaltend, Dienstag Abend 8 Uhr;

Preise: von Oran nach Marseille und vice versa I. Classe 60 frcs., II. Classe 45 frcs., III. Classe 18 frcs. (ohne Nahrung).

Da diese Gesellschaft der Bequemlichkeit des Reisenden wenig entsprechen wird, eigentlich nur den Güterverkehr zu vermitteln hat, thut man besser daran, sich zu halten an:

2. Compagnie Valéry frères et fils.

Die auch den Postverkehr besorgenden Schnelldampfer dieser Gesellschaft halten folgenden Curs:

Von Marseille nach Oran:

Marseille ab Donnerstag Abend 5 Uhr,
Carthagena ab Samstag Abend 9 Uhr,
Oran an Sonntag 9 Uhr Morgens.

Von Oran nach Marseille:

Oran ab Dienstag Abend 6 Uhr,
Carthagena ab Donnerstag Mittag,
Marseille an Samstag Mittag.

3. Compagnie Espagnole.

Vertreter in Oran: M. Sgitcowich; in unregelmässiger Weise die Linie Oran-Carthagena und vice versa befahrend.

Preise: I. Classe 30 frcs., II. Classe 20 frcs., Deck 10 frcs.

4. Eine gleichnamige Gesellschaft: Compagnie Espagnole, aber in Oran vertreten durch M. Gasagniole, fährt von Oran nach Alicante und vice versa.

Cabine: 20 frcs., Deck 10 frcs.

5. Ligne Péninsulaire et Algérienne.

E. Grossos, Rheder in Havre, besorgt einen regelmässigen Dampfbootverkehr zwischen den Städten: Dünkirchen, Rouen, Havre, Oran, Algier, Philippeville und Bona; Abfahrt von Havre und Algerien am 1. und 16. eines jeden Monats. Nähere Aufschlüsse geben in Oran: Ch. Roux und in Algier: E. Thibaut, 30 voute nord sur le quai.

b) Allgemeine Notizen.

Boote zur Fahrt an Bord und zu Ausflügen sind im Hafen zu haben.

Hôtels: d'Orient (Rue des Jardins), de l'Univers, de la Paix, alle gut; die beiden ersten besonders von Touristen, das dritte mehr von der Handelswelt besucht.

Café's: „du commerce", (Rue Philippe), „Soubiran", (Place Kléber), „des mille Colonnes", (Boulevard Oudinot), „de la Promenade de l'Étang". „de la Bourse" (Rue d'Orléans).

Wagen und Pferde bei Teboul, Rue de Turin, zu haben.

Theater im Winter drei Mal in der Woche (gewöhnlich am Sonntag, Dienstag, Donnerstag); Spanisches Theater im Sommer mit vier Vorstellungen in der Woche.

Bibliothek und Museum im Stadthaus (mairie), Place de la République.

Bäder (französische): Boulevard Oudinot und Rue de Gènes; (maurische): Rue Napoléon und Rue de la Mosquée.

Geldwechsler: Louis Lévy, Boulevard Malakoff.

Buchhändler: A. Alessi, Place Kléber und Déliot, Boulevard Malakoff.

Telegraphen-Bureau: Rue des Jardins.

Post-Bureaux: Boulevard Malakoff; Messageries Générales Corro et Cie, Boulevard Malakoff.

Tabak und Cigarren bei Bosson, Rue Philippe.

Aus der Geschichte Oran's. Ueber den ersten Ursprung Oran's wird vielfach hin und hergestritten; während die Einen darin eine Stadt römischer Schöpfung erkennen wollen, bestreiten dies energisch die Anderen. Die Anhänger der ersten Ansicht theilen sich wieder in zwei weitere Lager: Die Einen sehen in ihr die Unica Colonia, andere (z. B. Pelissier) das Quiza municipium und Ptolemäus seinerseits bezeichnet letzteres mit dem Namen: Viza Colonia. Welche Ansicht die richtige, das mag dahingestellt bleiben, jedenfalls muss das alte Quiza municipium in der Nähe gelegen haben, wenn man nicht Oran als seine Nachfolgerin annehmen will. Der „römischen Partei" tritt Berbrugger entgegen, welcher in Oran eine Stadt rein arabischen Ursprungs sieht.

Die Stadt, heutzutage auch noch meist spanische Elemente bergend, hat mehrere Jahrhunderte lang unter spanischer Herrschaft gestanden. Nachdem im Jahr 1505 der Spanier Don Raymundo de Cordoba den Hafen Oran's, Mers el Kebir, auf des kastilischen Cardinals Ximenes Befehl besetzt hatte, erschien im Jahr 1509 der greise, kriegerische Franziskanermönch in eigener Person, um Oran der kastilischen Krone einzuverleiben. Die Stadt fiel rasch und zwar durch Verrath in die Hände des Mönchs: ein Jude hatte sich durch Bestechung zur Oeffnung eines wichtigen Felsenkastells bewegen lassen. Zur Erinnerung an diese Schandthat heisst noch heute bei den Arabern die Veste, welche von den Franzosen Fort de la Mona getauft ist, „Bordsch el Jhudi," die „Juden-Festung." Trotz den dabei verübten Grausamkeiten gewannen die Spanier die umliegenden Maurenstämme zu Freunden und zwangen die Könige von Tlemcen zur Anerkennung ihrer Herrschaft. Aber bald wurden der spanischen Machtentfaltung durch das Wachsen der türkischen Herrschaft in Nord-Afrika Schranken gesetzt und die Spanier mussten sich mit dem beinahe einzigen Besitze von Oran begnügen. Die riesigen Festungsbauten, welche Oran von allen Seiten beschützen und alle die stolzen Burgen, welche von hohen Felszacken keck ins Land und über das Meer hinausschauen, stammen aus jenen Tagen ephemeren Glanzes, in denen zu Oran „la corte chica", königlicher Hof in Miniatur, gehalten wurde. Damals versammelten sich daselbst reiche spanische und süditalische Familien, um in dem milden Clima Oran's den Winter zuzubringen.

Zwei Jahrhunderte nach der spanischen Besitznahme, zur Zeit des Erbfolgekriegs, wurde Oran (im Jahre 1708)

von den Arabern zurückerobert; aber schon 24 Jahre darauf (im Jahre 1732) brachte es der Graf von Mortemar wieder unter die Herrschaft seines Königs Philipp's V. Ein furchtbares Erdbeben im Jahre 1790 zerstörte beinahe die ganze Stadt und begrub unter ihren Trümmern einen grossen Theil der spanischen Besatzung; nur die mächtigen Festungswerke blieben stehen. Im Jahr 1794, unter Karl IV., verloren die Spanier Oran zum zweiten Male, um es nie wieder zurückzugewinnen, an die Türken. Nach der Einnahme von Algier im Jahr 1830 durch die Franzosen entsandte der Bey von Oran Boten an den General von Bourmont und liess diesem seine Unterwerfung mittheilen; wenige Monate darauf, im Januar 1831, besetzte General Damrémont auf Befehl des Generals Clauzel Oran; die Franzosen hatten mit den umliegenden Tribus, welche sich der Sache Abd el Kader's angeschlossen hatten, noch manchen harten Strauss zu bestehen, behaupteten sich aber in dem Besitze der Stadt.

Bevölkerung. Nach diesem kurzen, geschichtlichen Abrisse wird es dem fremden Besucher Oran's nicht eben seltsam erscheinen, wenn die Stadt nur wenig den Charakter und das äussere, eigenthümliche Gepräge einer arabischen Stadt zur Schau trägt; Oran könnte ebenso gut auf spanischem, wie auf afrikanischem Boden liegen! Wären nicht ein paar vereinsamte Minarete sichtbar, welche auch die hohen, europäischen Häuser noch überragen, so würde man beinahe vergeblich in Oran die Spuren arabischer Anwesenheit suchen. Die Araber sind in Oran nur ganz spärlich vertreten; die Bevölkerung ist eine vorwiegend europäische und unter den Europäern sind wieder die Spanier bei Weitem in der Mehrzahl: von den 40,015 Einwohnern gehören 16,064

der spanischen Nation an, die Franzosen repräsentiren nur ein Zehntel der ganzen Bevölkerung; die jüdische Colonie ist die zunächstfolgende in der Stärke; durch das Decret vom 24. Oktober 1870 sind 6622 Juden in Oran zu französischen Bürgern umgewandelt worden. Wie überall, so sind auch in Oran die Juden die handeltreibende Bevölkerung par excellence; sie sind wohl zumeist über Marokko aus Spanien gekommen, als Philipp II. sie vertrieb; auch sie haben die spanische Sprache und spanische Ueberlieferungen bewahrt. Als Geschäftssprache unter einander bedienen sie sich des Hebräischen, auch auf dem Papier. Der Reichthum der Juden in Oran ist bedeutender, als der ihrer Stammesgenossen in Algier; Typen von auffallender Schönheit finden sich unter ihnen, welcher der eigenthümliche rothbraune, von den Frauen allgemein getragene Mantel, keinen Eintrag zu thun vermag. Im Ganzen sind sie gefällig und entgegenkommend.

Die mohammedanische Bevölkerung zählt ungefähr 4200 Köpfe, nach ihr kommen die Italiener mit einer Zahl von etwa 1000 ihrer Nationalen, die anderen Nationalitäten sind in Oran nur wenig vertreten.

Die Bevölkerung und Einwohnerzahl Oran's nimmt in gewaltiger Weise zu; im Jahre 1860 kaum 27,000 Seelen zählend, erreichte dieselbe im Jahre 1872 die erstaunliche Zahl von 40,000: also ein Wachsthum von 48 Prozent. So würde denn in ungefähr 20 Jahren sich diese Zahl verdoppeln, wenn die Zunahme in demselben Verhältniss fortschreitet.

Betritt man Oran, nachdem man andere algerische Städte durchwandert hat, so wird man sofort angenehm

berührt durch das Leben und Treiben in den Strassen, durch die hastige Thätigkeit, welche beweist, dass hier „Zeit Geld“, durch den regen Verkehr, alles das die sichersten Zeichen blühenden Handels. Nichts berührt den Fremden trauriger, als stille Strassen ohne Leben und Treiben in der fremden Stadt; das Fieber der Geschäfte, welches die Strassen Oran's durchtobt, wirkt wohlthuend auf den Fremden ein, welcher der todten Stille der Städte Cherchel, Ténès u. a. m. entflohen ist. Immer und immer wieder fällt uns aber hier das Vorwiegen spanischer Nationalität und Art auf; die Maulthiere sind in spanischer, bunter Weise aufgeschirrt, spanische Worte und Zurufe treffen das Ohr, die stolzen Spanier selbst sind am breitberandeten, aufgekrämpten Kalabreser und an der heimischen Kleidung leicht erkennbar.

Die Bedeutung Oran's als Handelsplatz steigt von Tag zu Tag und die Provinzialstadt bedroht Algier, die Hauptstadt der Colonie, in bedenklicher Weise. Die Geschäfte nehmen zu, neue Speicher und Niederlassungen werden erbaut und der Wohlstand wächst. Die Vorstädte werden in den Kreis der Stadt selbst gezogen und täglich mehrt sich die Zahl der in den Hafen von Oran einlaufenden Handelsschiffe. Das Land rings um Oran erfreut sich grösster Fruchtbarkeit; das Getreide, welches aus diesen Feldern gewonnen wird, von trefflicher Beschaffenheit, ist darum auch auf europäischen Märkten gesucht; Wolle und Halfa sind die am meisten in Betracht kommenden Ausfuhrartikel, letzteres geht vorzugsweise nach England und wird zur Papierfabrikation verwandt. Zur Zeit der amerikanischen Krisis hatte der Bau der Baumwolle auch in Oran unerwarteten Aufschwung genommen; seitdem aber die amerikanischen

Märkte sich wieder erholt haben, vernachlässigen die Colonisten diese Erwerbsquelle wieder.

Die Stadt selbst. Oran ist äusserst unregelmässig gebaut; vom Meere an zu beträchtlicher Höhe aufsteigend schmiegt sich die Stadt dem zerklüfteten Terrain an, durch welches der Ued er Rhi sich Bahn gebrochen hat. In der ursprünglich spanischen Stadt befinden sich die grosse Kirche (ehemals eine spanische), das Marine-Gebäude und das Militär-Hospital. Die neue, französische Stadt liegt etwas höher und enthält die besten Hôtels und Cafés von Oran. Der Mittelpunkt der Stadt, das s. g. Quartier de la Préfecture ist mit dem oberen, von der jüdischen und der maurischen Bevölkerung bewohnten Stadttheile durch die Rue des Jardins und die Rue Philippe verbunden. Diese obere Stadt, „Karguentah“ genannt, erreicht ihren höchsten Punkt in dem östlich gelegenen Revolutionsplatze (Place de la Révolution), auch Place de la Mosquée genannt. Im Süd-Osten dieses Stadttheils Karguentah und etwa 1500 Meter vom Centrum der Stadt entfernt liegt auf dem Plateau St. Michel der Bahnhof; die Bahnlinie selbst zieht sich bis zum Hafen hinunter, auf dessen Quai der Güter-Bahnhof sich befindet, indem sie östlich unter dem Fort Ste. Thérèse durchführt.

Wir haben bereits erwähnt, dass Oran wenig das Gepräge der afrikanischen Stadt trägt: Die Strassen sind breit, die Häuser gross und luftig, die Plätze geräumig. Nur zwei Gebäude arabischen Ursprungs sind bemerkenswerth: Die Moschee des Pascha und die des Sidi el Hauri; die leichten schlanken Minarete derselben erinnern an die Giralda von Sevilla; die Seitenflächen sind mit tiefeingegra-

benen Zeichnungen und Arabesken bedeckt, Arkaden und zierliche Säulen umschliessen sie. Dafür ist Oran aber im Besitze einer „Promenade“, einer öffentlichen Gartenanlage, die sich der Chiaja in Neapel und dem Quai de la Marine in Algier ebenbürtig zur Seite stellen darf. Es ist dies die Promenade de l'Étang, welche von dem oberen Stadttheile ausgehend, sich um den östlichen, steilen Hügel windet und prachtvolle Fernsicht auf das weite Meer hinaus eröffnet: wie ein Amphitheater umschliessen mächtige, schroffe Felswände, welche senkrecht aus den Fluthen emporsteigen, die Bucht von Mers el Kebir, auf der anderen Seite des Ued er Rhi strebt der jähe, tausend Fuss hohe Felskegel von Santa Cruz, dessen Gipfel das altspanische Fort des gleichen Namens in schwindelnder Höhe krönt, gen Himmel. Das imposante, altkastilische Bollwerk San Gregorio mit seinen Thürmen und Zacken hängt wie eines Adlers Horst auf halber Höhe desselben Felsberges. Auf allen Seiten starren drohend steile Berge mit Burgen aus hispanischer Zeit: das Castillo nuovo, Santo Andrea, Santo Felipe und Castillo viejo umlagern schützend die Stadt. Die schattenspendenden Bäume dieser Allee, von den Spaniern „Bellasombra“ wegen dieser guten Eigenschaft genannt, heissen mit ihrem botanischen Namen: Phytolacca dioica. Sie zeichnen sich wie der Eucalyptus durch beinahe unglaublich rasches Wachsthum aus: die Bäume der Anlagen, nur wenige Jahr alt, gewähren hinreichenden Schatten. Einen unvergesslichen Anblick bietet die Blüthezeit des Baums, wenn sich unter der Last der vielfarbigen, traubenartigen Blüthen die Zweige zur Erde neigen und in des Wortes vollster Bedeutung einen Blüthenregen vor des Wanderers Füsse schütten.

Oran's Hafen. Oran besitzt eigentlich zwei Häfen: einen Handelshafen und einen Kriegshafen. Während der Landungsplatz unterhalb der Stadt für Waaren- und Postdampfschiffe ein äusserst unsicherer, wenig günstiger ist, steht der Kriegshafen von Mers el Kebir im Rufe besserer und grösserer Gastlichkeit. Mers el Kebir und sein römischer Vorgänger portus magnus haben beide dieselbe Bedeutung: „Der grosse Hafen"; der alte römische portus magnus, wie auch der mittelalterliche Mers el Kebir wurde wegen seines trefflichen Schutzes gerühmt. Nur der vom Süden kommende Landwind, das heisst der „Staubwind," auch Sirocco genannt, setzt die Schiffe im Hafen von Mers el Kebir einiger Gefahr aus. — Der Ausflug von Oran nach Mers el Kebir (8 Kilom. von Oran; halbwegs die Bade-Etablissements „Bains de la Reine", welche den Aufenthalt in Oran besonders angenehm machen) sollte nicht versäumt werden. Die Strasse folgt dem Meeresgestade, die Dörfer St. André und Ste. Clotilde zur Linken lassend; wenn auf der einen Seite der Blick zur Genüge sich am ewig wiederkehrenden Spiele der Wogen entzückt hat, steigt er messend an den hohen, felsigen, pflanzenlosen Bergwänden empor, welche sich auf der anderen Seite erheben; nur vereinzelte Mauerpflänzchen neigen sich neugierig aus enger Felsspalte dem Tageslicht zu. Das Fort de la mona beherrscht die Strasse, welche ungefähr auf halbem Wege durch ein natürliches Felsenthor führt, in dessen Rahmen das kleine nordwestlich von Oran gelegene Hafenstädtchen Mers el Kebir erscheint, an einer Bucht liegend, welche rechts (westlich) vom Cap Falcon umschlossen wird, dem links, im Osten, der Dschebel Karkhar „der Löwenberg" gegenübersteht. Dieser Letztere wird so

genannt, weil seine Formen aus der Ferne gesehen, einem liegenden Löwen ähnlich sehen sollen; die Araber nennen ihn Dschebel Sbah, die Spanier den Berg des heiligen Augustin. In seinen Klüften hat Gérard, der Löwentödter, seine Lorbeeren gepflückt. — Ein anderer Ausflug, welcher sich mit diesem verbinden lässt, ist der Aufstieg zum Fort Santa Cruz. Der Fusspfad dahin zweigt bei dem Dorfe Ste. Clotilde ab und führt in einer Stunde auf die Höhe. Zwischen Gesträuchen und Bergblumen klimmt der steile Pfad aufwärts; das Gestade und die Strasse tief unten verschwinden und bald scheinen die Meereswogen den Fels unter unseren Füssen zu bespülen. Die Aussicht vom Gipfel auf Oran herab, auf all' die Berge und Burgen, die weite, von leichtblauen Höhenzügen im Süden begrenzte Ebene und das endlose, mit dem Horizonte sich vermengende Meer lohnt überreich den Schweiss und die Müdigkeit. Rascher, aber nicht mühelos, geht es auf anderem Pfade durch rauschenden Pinienwald hinab zur Stadt.

Colonistendörfer in der Umgegend von Oran. Durch Decret der Nationalversammlung vom 19. September 1848 war ein grosser Credit bewilligt worden zur Gründung von Colonistenniederlassungen in Algerien; infolge dieser Veranlassung sind manche neue Ansiedlungen entstanden, eine ganze Reihe solcher in der Umgegend von Oran, den Dschebel Karkhar in weitem Kreise umlagernd, sowie den Golf umsäumend, in welchen sich die Makta ergiesst. Es sind dies: 1) in nächster Nähe, nördlich von Oran: Arcole, 2) südlich, 15 Kilom. von Oran: Assi Bu Nif, ein wasserloses Dorf von 300 Einwohnern, 3) 19 Kilom. östlich von Oran: Assi Ameur mit schönen Ländereien und Anpflanz-

ungen; 240 Einwohner; 4) Fleurus 22 Kilom. östlich von Oran; 418 Einwohner; ohne fliessendes Wasser, mit Cisternen und Gypsbrüchen, etwas Getreidebau; 5) Assi ben Okba, 21 Kilom. östlich von Oran, auf der Strasse nach Mostaganem; 6) Assi ben Ferréah, ganz nahe bei St. Louis, mit 227 Einwohnern; 7) Saint Louis, 27 Kilom. südöstlich von Oran; auf dem Gipfel eines Hügels erbaut, fehlt ihm jegliches Wasser für seine 534 Einwohner; 8) St. Cloud, (Hôtel Tissur und Hôtel Paris), 28 Kilom. nordöstlich von Oran, auf der Strasse von Oran nach Arzew gelegen, 16 Kilometer von letzterem Orte entfernt; ein stattliches Dorf von mehr als tausend Einwohnern, mit gut gefassten Quellen, welche den Getreide- und Gemüsebau fördern; auch Weinbau und Essenzenfabrikation ist hier vertreten; vier Kilom. von Saint Cloud entfernt Tazut und San Fernando, Bergwerke, welche silberhaltiges Blei führen; 9) Christel, ein 10 Kilom. von St. Cloud entferntes Dorf mit 555 Einwohnern, worunter auch Araber; 10) Kléber, 35 Kilom. nordöstlich von Oran, mit 262 Einwohnern und Bergwerken; ausgewanderte Pariser sind hier in der Mehrzahl, welche bei dem herrschenden Wassermangel keinen Anstand nehmen, ihren Absynth „pur" zu trinken und dadurch auf dem Wege des Aussterbens angelangt sind; 11) Mefessur, 5 Kilometer östlich von St. Cloud mit 235 Einwohnern; 12) Ste. Léonie, 3 Kilometer südwestlich von Arzew, mit 219 Einwohnern; dieses Ste. Léonie, und auch Stidia sind Dörfer, welche zumeist von Deutschen allein bewohnt werden. Zum Erstaunen der französischen Behörden zeichnen sich die Bewohner dieser beiden Ortschaften durch Mässigkeit und Redlichkeit, wie durch sittlichen Lebenswandel, insbesondere aber noch dadurch vor ihren französischen Ge-

nossen aus, dass Vergehen gegen die Rechtsordnung bei ihnen zu den grössten Seltenheiten gehören.

Von Ste. Léonie geht die Strasse nach Arzew (sprich Arsö) ab, das, etwa 40 Kilom. von Oran entfernt, nach Maltzan's Ansicht auf der Stätte des „Götterhafens", des „portus Deorum" des Strabo und des Ptolemaeus erbaut sein soll, wogegen wieder andere in Alt-Arzew den portus magnus der Alten wiedergefunden haben wollen; wir haben es für wahrscheinlicher gehalten, dass Mers el Kebir der ehemalige „grosse Hafen" gewesen sein dürfte. Wiewohl Maltzan behauptet, dass Arzew vor der französischen Besitzergreifung (welche übrigens nicht mit dem Jahre 1846, sondern am 30. Mai 1837 durch den „Vertrag an der Tafna" endgültig erfolgt ist) ein elendes Dorf gewesen sei, so steht doch so viel fest, dass Arzew unter den Königen von Tlemcen und auch unter türkischer Herrschaft der erste Seehafen für die Ausfuhr aus der Provinz Oran gewesen ist und noch im Jahre 1831 daselbst mehr als 100 Schiffe allein mit Getreide, namentlich Gerste, verladen worden sind. Ueberhaupt ist die Lage von Arzew eine sehr günstige und diese Lage wird auch Arzew wieder zu seiner alten Bedeutung verhelfen. Grosse, tiefgehende Schiffe vermögen sich leicht diesem Landungsplatze zu nähern; die reichen Thäler des Sig, der Habra, der Mina und des Chelif liegen in seinem Rücken und Arzew ist demzufolge der von der Natur für Relizane, Maskarah, Sidi Bel Abbès bestimmte Hafen. Das hatten schon die Römer erkannt und von Arzew nach Maskarah eine breite Heerstrasse gezogen: die Via Victoria. Vielleicht wird Arzew wegen seiner vorzüglichen Rhede eines Tags noch dazu berufen sein, als Central-Handelsplatz der mächtigen umliegenden

Ebenen, einerseits die Erzeugnisse derselben zur Ausfuhr zu verladen und andererseits durch die im Süden Oran's sich erstreckende Sahara hindurch den Handel Europa's mit dem Innern Afrika's zu vermitteln, indem dann Mascarah, Saïda und Géryville Stationen auf diesem Handelswege abgeben würden. Schon jetzt ist der Handel mit Halfa daselbst ein sehr lebhafter, ausser welchem die noch junge, aber schon 1000 Köpfe zählende Colonie vorwiegend Wein- und Getreidebau betreibt. Auch Arzew hatte unter beständigem Wassermangel zu leiden, bis die Quellen von Ste. Léonie, die von Guessiba und die Abflüsse des Regenwassers gefasst und gesammelt werden konnten; jetzt hat diese 12 Kilometer lange cementirte Wasserleitung Hülfe geschaffen.

In der Entfernung von einer guten deutschen Meile, (unterwegs das 1851 gegründete Colonistendorf Damesme) dem Osten zu, liegen zahlreiche Reste einer antiken Niederlassung zu Boden. Die Franzosen nennen die Stätte „Alt-Arzew", die Araber „Bethujah"; fast alle Archäologen sind der Ansicht, dass hier Arsinna, das römische Municipium Arsenaria, das Arsenaria Latinorum des Plinius zu suchen sei. Sowohl aus dem Namen selbst, als auch aus dem Vorhandensein vieler Reste aus vor-römischer Zeit, glaubt man den Schluss ziehen zu dürfen, dass an dieser Stelle zum Mindesten eine Niederlassung aus phönicischer Zeit bestanden habe. Aus römischer Zeit stammen noch die Ruinen eines Tempels, angeblich Neptuns, eines Amphitheaters und eines Theaters; eine Sammlung von hier gefundenen Bruchstücken, namentlich Sarkophagen-Ornamenten, sind in einem wohl erhaltenen, römischen Hause untergebracht.

Wenige Kilometer westlich von Alt-Arzew liegt auf leichter Anhöhe, unweit vom Meeresufer, das Colonistendorf St. Leu. Die Strasse zieht sich durch Haine von Thujas, von Citronen und Steineichen über La Macta, dem Meeres-Ufer entlang, und über La Stidia nach Mazagran. Diese beiden letztgenannten Orte erfreuen sich reichlich fliessender Quellen und fruchtbarer Erdscholle; beide sind blühende Colonien mit üppigen Gärten und von arbeitsamer Bevölkerung bewohnt. In Mazagran wird noch heute mit Stolz der Name des Capitäns Lelièvre genannt, der im Jahre 1840 allein mit 123 Soldaten des ersten afrikanischen Bataillons den Sturm des Bey's von Maskarah, der an der Spitze von mehreren tausend Arabern gegen Mazagran angezogen kam, abzuschlagen verstand; zum Andenken an diese Heldenthat ist an diesem Orte eine Denksäule errichtet worden. Die Nähe Mostaganem's (89 Kilometer nordöstlich von Oran) künden reiche Obstgärten; die Stadt hat an Einwohnerzahl in den letzten Jahren jedoch verloren, indem dieselbe von 8000 Bewohnern auf 6000 herabsank; die Schuld daran trägt die 35 Kilometer südlicher laufende Eisenbahnlinie. Einen eigentlichen Hafen besitzt Mostaganem nicht, seine Rhede soll wenig sicher sein. Der Aïn Sefra mit seinem tief liegenden Bette trennt die Stadt in zwei Theile. In dem kleinen Thale haben zahlreiche Werkstätten Platz gefunden, deren Räder vom rauschenden Aïn Sefra getrieben werden; überhaupt suchen seine Bewohner durch eine erhöhte gewerbsame Thätigkeit die durch den Ausfall des Handels geschlagene Lücke wieder zu ergänzen. Die vielen Töpfereien, Gerbereien und Mühlen haben Arbeit vollauf; das Obst und die Früchte von Mostaganem stehen in ganz besonders gutem Renommée.

Rings im Umkreise liegen etwa 19 besonders blühende Colonistendörfer, unter welchen sich Suk-el-Mitu und Montreuil durch ihre vorzüglichen Pfirsiche, und Rivoli (8 Kilom. von Mostaganem) durch seine Baumwollpflanzungen auszeichnen. Sechs Kilometer von Rivoli befinden sich die für Brustleidende heilsamen Schwefelquellen von Aïn-Nuissy.

Oestlich von dem Plateau, auf dem sich Mostaganem ausbreitet, öffnet sich das „Thal der Gärten“, la Vallée des Jardins, ein beliebter und besuchter Spaziergang der Einwohner von Mostaganem, welche sich hier freundliche Villen erbaut haben; dieses Thal verbindet Mazagran mit dem an schönen Obstbäumen und Maulbeerpflanzungen reichen Colonistendörfchen Pelissier.

Oberhalb der Schlucht des Aïn Sefra liegt ein kleines Araberdorf mit weissen, würfelförmigen Häusern und zierlichen Minareten, dessen arabische Bevölkerung sich vor jedem europäischen Eindringling zu schützen gewusst hat; dennoch trifft man in demselben manchen, sich im Französischen gut ausdrückenden Muselmann an. Die ganze Umgegend um Mostaganem gilt für eine besonders gesunde; die reichen Dörfer inmitten prangender, herrlicher Natur bestätigen dieses.

Auch Mostaganem soll auf den Resten einer römischen Niederlassung erbaut sein; wenigstens werden die spärlichen Spuren davon im Hafen als Ueberreste der alten Römerstadt Murustaga bezeichnet.

Von Mostaganem führt eine Strasse von 12 Kilometern Länge zum südlich gelegenen, reichen Colonistendorf Abukir

und von diesem aus kann man in 3—4 Stunden die Eisenbahnstationen l'Hillil oder Relizane erreichen und so entweder nach Oran oder nach Algier mit der Bahn zurückkehren.

Capitel VII.

Von Oran über Aïn Temuschen nach Tlemcen.

Um das südöstlich von Oran — etwa 140 Kilometer von diesem entfernt — gelegene Tlemcen zu erreichen, kann man sich allerdings der Diligence bedienen, allein von der etwa 18 Stunden dauernden, ununterbrochenen Fahrt fällt ein guter Theil in das Dunkel der Nacht und bietet dieselbe demnach dem wissensdurstigen Wanderer nicht die gewünschte Gelegenheit, beliebigen Ausguck nach Land und Leuten zu halten. Die Messageries Générales Corre & Compagnie, deren Bureaux sich auf dem Boulevard Malakoff befinden, versehen den Postdienst zwischen den beiden Städten mit guten Eilwagen und sicheren Pferden, welche in 9 Relais stets gewechselt werden. Die den Wagen begleitenden Conduktöre sind zuverlässige, energische Leute, denen man beruhigt sein Heil anvertrauen kann. Sie unterscheiden sich vortheilhaft von den schweizerischen Post-Conduktören durch lobenswerthe Nüchternheit und gewissenhafte Ueberwachung des Wagens während der Nacht. Wie die schweizerischen Postwagen sind die algerischen Diligences in zwei Klassen eingetheilt und gegen weniger Franken

Zuschlag geniesst man die Bequemlichkeit und Annehmlichkeit eines Coupéplatzes. Immerhin aber ist diese Bequemlichkeit eine nur relative, denn vorkommenden Falls werden drei Personen auf dem schmalen Raume zusammengedrängt. Corre & Compagnie fahren alle zwei Tage von Oran nach Tlemcen und ebenso in umgekehrter Richtung; eine Concurrenz-Gesellschaft versieht ebenfalls den Personen- und Güterverkehr auf dieser Strecke, allein man thut besser daran, sich an die Ersteren zu halten, welche auch die Posten zu überbringen haben und mit besserem Materiale an Wagen, Pferden u. s. w. ausgerüstet sind. — Wer es vorzieht, bei Tage zu reisen, kann gegen Bezahlung der runden Summe von hundert Franken leicht einen eigenen Wagen miethen, die Rückfahrt ist dann in diesem Preise mit einbegriffen; er geniesst dadurch die Annehmlichkeit, in keiner Weise gebunden zu sein.

Auch Reitpferde und Begleiter sind in Oran unschwer aufzutreiben; ein Reitpferd empfiehlt sich namentlich für den, welcher die Hauptstrasse verlassen und in weniger betretene Seitenpfade einlenken will.

Die breite und gut unterhaltene Fahrstrasse verlässt Oran in südwestlicher Richtung, steigt sanft an und senkt sich nach kurzer Fahrt durch fruchtbares, mit Colonisten-Ansiedlungen bevölkertes Land, kurz vor Misserghin zur Ebene hinab. (Maltzan setzt fälschlich den Rio Salado, welcher seinen Lauf südlich von der Sebkra nimmt, hierher.) Das 15 Kilometer südöstlich von Oran gelegene Misserghin ist ein freundliches Dörfchen von etwa 1500 Seelen, mit breiten, luftigen Strassen und sauberen Häuschen, worunter zahlreiche Sommersitze begüterter Fa-

milien von Oran. Blüthenduftende Haine von Citronen- und Orangen-Bäumen gewähren den im Sommer gesuchten Schatten und vier aus grosser, von den benachbarten Bergen herabführenden Schlucht entströmende Quellen versorgen das Gebiet der Gemeinde mit Wasser und treiben mehrere Mühlen; ihnen verdanken auch die fleissigen Bewohner Misserghin's die Ueppigkeit und Fruchtbarkeit ihrer Gärten und Felder, welche mit Getreide, Reben, Tabak und Obstbäumen angebaut sind. Auch die Viehzucht hat hier gedeihlichen Aufschwung genommen und grosse Herden prachtvoller Merinoschafe grasen auf saftiger Weide. Einst war Misserghin Landsitz des Bey's von Oran; die Neuzeit hat die Villa und ihre schönen Gärten zu den nützlicheren Zwecken eines Waisenhauses verwendet und die jugendlichen, von Gesundheit strotzenden Pfleglinge, zur grossen Mehrzahl Söhne des Islam, werden sowohl zu tüchtiger geistiger, als auch körperlicher Arbeit angehalten. Manche dieser arabischen Zöglinge sind infolge der im Jahre 1867 wüthenden Hungersnoth, welche ganze Tribus vernichtet hat, in dies freundliche Asyl aufgenommen und damit den durch die Noth entmenschten Eltern entrissen worden, als diese durch entsetzlichen Hunger dem Wahnsinn nahe gebracht, fast daran waren, ihre Kinder zu opfern.

Die Zeit wird lehren, ob aus den Zöglingen wirklich, wie man hofft, Pionniere für das Christenthum erwachsen. Möge es der Fall sein! —

Nachdem die Strasse Misserghin wieder verlassen hat, zieht sie sich am nordwestlichen Ufer eines grossen Salzsee's, der Sebkra von Oran hin. Diese Sebkra erstreckt sich in einer Länge von etwa 40 Kilometern von Westen nach Osten und mag ungefähr den Raum von 32,000 Hektaren

bedecken. Eine grosse Wassermenge enthält dieser See, welcher im Sommer sogar gänzlich vertrocknet, nicht. Seine salzige Ausdünstung hat die Vegetation an seinen Ufern in einförmiges Grauweiss gekleidet: die Ufer sind mit mattfarbigen Salsolaceen bedeckt; unzählige Zwergtrappen beleben die düstere Salzfluth, in welche der südlich von Misserghin aufsteigende Dschebel Ramerah, der Monte Santo der Spanier, seinen Schatten wirft. Mit Wohlgefallen kehrt sich das Auge von dem düsteren Bilde den am Wege grünenden, mit farbigen Blüthen bedeckten Statice-Büschen zu. Einstmals, zu des Edrissi Zeiten, soll hier eine mächtige Stadt „Kasr ebn Zenan“ gestanden haben; sie sei in der Tiefe verschwunden und der schweigsame, todte Salzsee bedecke sie für immer, so sagen die Araber; das Schicksal Sodom's und Gomorrha's habe die Frevler-Stadt ereilt.

Bu-Tlélis (31 Kilometer südwestlich von Oran) und Lourmel (42 Kilometer südwestlich von Oran) sind emporstrebende Colonistendörfer in fruchtbarer Landschaft. Nachdem die Strasse die kürzere, westliche Seite des Salzsees umgangen hat, breitet sich zur Linken (im Osten) die fruchtbare Ebene Meta aus, welche die südlichen Ufer desselben umschliesst und von den Stämmen der Duär und der Smehla bewohnt ist. Diese beiden Stämme behaupten, von türkischer Abkunft zu sein, standen schon in den Kriegen Abd-el-Kaders mit den Franzosen den Letzteren getreulich bei und haben sich seitdem stets als zuverlässige Verbündete bewährt. Bald setzt die Strasse über den Rio Salado, den Flumen Salum der Römer, den Ued Malah der Araber, so genannt wegen seiner sumpfigen Gewässer, und erreicht endlich die grössere Haltstation Aïn Temuschen (72 Kilometer südwestlich von Oran). Dieses ausschliess-

lich von Europäern bewohnte Dorf wurde im Jahre 1851 gegründet und steht auf den Trümmern der alten römischen Timici Colonia; seine heutige Einwohnerzahl mag etwa 800 Seelen betragen. Die umliegenden Stämme der Uled Dschebara, Uled Zair und Uled Temuschen treffen jeden Donnerstag vor den Thoren des Orts mit den europäischen Colonisten von Aïn Temuschen zusammen und es entwickelt sich dann auf diesem Markte ein lebhafter Verkehr und Tauschhandel. Von archäologischem Interesse sind namentlich daselbst aufgefundene Inschriften und Basreliefs; für das Auge des Laien sind nur spärliche Spuren von der alten römischen Niederlassung erkennbar. — Unterwegs war ich mit einem beurlaubten Turko-Offiziere, einem Vollblutaraber zusammengetroffen, welcher gleichfalls auf der Wanderung nach Tlemcen begriffen war, um daselbst eine seiner vier Frauen zu besuchen, welche er bei ihrer Familie zurückgelassen hatte. Als dritter im Bunde gesellte sich ein Capitän der afrikanischen Jäger zu uns und wir beschlossen, zu Aïn Temuschen durch gemeinsame Stärkung der neugeschlossenen Freundschaft die Weihe zu geben. Ehe ich das Glas des Arabers mit Wein füllte, richtete ich die Frage an denselben, ob er das weinverbietende Gesetz des Korans zu übertreten gedenke oder nicht. „Was glauben Sie“, erwiderte der civilisirte Jünger des Islam, „als Mohammed, der Prophet, noch Unterlieutenant in einem seiner Regimenter war, hatte er es auch noch nicht für nöthig gefunden, dieses unangenehme Verbot auszusprechen. Er soll im Gegentheile des Oeftern damals selbst des Guten zu viel gethan haben“! Und auch der brave Unterlieutenant der Turkos that nach diesen Worten und leerte manches volle Glas. — Abgesehen von den

wenigen Feldern in der Nähe des Dorfs erscheint das Land im Allgemeinen öde und unbebaut; unabsehbare Strecken sind einzig und allein von stacheligen Zwergpalmen überzogen, die hier und da von den 3—4 Meter hohen Stengeln der Ferula communis überragt werden; von Zeit zu Zeit begegnen uns schwere, mit Halfa beladene Lastwagen, auch kleine Karawanen von Kameelen unterbrechen die Einförmigkeit.

Von Aïn Temuschen an dringt die Strasse ins Gebirge ein und windet sich allmählich bergauf; sie überschreitet in einer Höhe von über 2000 Fuss den Col de Tizi, von dem aus sich wundervolle Fernsicht erschliesst: am südlichen Bergabhange eilt in unzähligen Windungen, einer grossen Silberschlange vergleichbar, der Ued Isser durch das Thal, man kann seine Fluthen mit den Augen verfolgen, bis sie sich im Westen mit der Tafna vereinigen. Der gewaltige Dschebel Rumeliah jenseits des Flusses verbirgt noch die Stadt Tlemcen selbst, aber hinter ihm ragen schon die südlich von Tlemcen gelegenen Höhen empor: der 1333 Meter hohe Dschebel Attar, der noch höhere Dschebel Nador (1529 Meter) und über diese hinweg blicken grüssend die noch höheren Spitzen des Dschebel Alluf (1635 Meter) und des Dschebel Assas (1625 Meter). Die Luft wird kühler und die Gegend immer wilder; zahlreiche Orchideen schmücken längs der Strasse das Land mit ihren insectenartigen Blüthen. An den Marmor-Onyx-Brüchen von Aïn Tekbalet vorbei senkt sich die Strasse zum Isserflusse herab, an dessen Ufer sich die fruchtbarere Ebene des Medjuna erstreckt; am Rande des Flusses blüht die freundliche, blaue Zwerg-Iris und weiterhin wogt ein Meer im Sonnenscheine erglänzender, goldener Aehren.

Der kleine, europäische Weiler auf der linken Flussseite stammt aus dem Jahre 1858; auf der anderen Seite der Brücke wird am Mittwoch einer jeden Woche der grosse Markt abgehalten, zu welchem von Nahe und Ferne die arabischen Tribus herzuwandern und ihre Waaren, zumeist Getreide, Fleisch, Gemüse, Früchte und Stoffe zum Tausche anbieten oder zu verkaufen suchen. Den Fluthen des Isser, des römischen Isaris, folgend, kann man von Pont d'Isser aus einen Abstecher nach dem 26 Kilometer von Tlemcen entfernten, römischen Ruinen von Ad rubras, heute Hadschar Rum genannt, machen. Diese eigenthümliche Bezeichnung eines Orts wird wohl nicht mit Unrecht von der dort auffallend „rothen Erde“ abgeleitet; die in der Nähe gelegene Ebene wird von den Eingeborenen heutzutage noch „Saujet el Hamra“, das Land der rothen Erde genannt.

Jenseits des Isser steigt die Strasse wiederum bergan bis zur Höhe des (925 Meter hohen) Dschebel Rumeliah und in wunderbarer Pracht entfaltet sich nunmehr die herrliche Landschaft, inmitten welcher die einstige Hauptstadt des Westens, „Bab el Gharb“, die Pforte des Maghreb gebettet liegt. Mächtiger erheben sich die Gebirgsmassen, welche Tlemcen im Süden und Westen umschliessen und kühner erscheinen ihre Formen; die Zwergpalme verschwindet, vor reicheren Baumgruppen sich zurückziehend; die zu der Anhöhe, auf welcher Tlemcen sich ausgebreitet hat, sanft aufsteigenden Abhänge sind mit uralten Oliven dicht bewachsen, welche einen dunkelgrünen Kranz um die blendend weisse Stadt gewunden haben. Unzählige Minarete ragen in die blaue Luft hinein, ihre schlanke Gestalt scharf abzeichnend an der mauerähnlichen, jähen Felswand, die im Süden aufsteigt. Inmitten der Stadt ragt

die dunkle Masse des Meschuar's empor: die riesige, alte Burg von Tlemcen mit ihren mächtigen Mauern und schwerfälligen Thürmen thront noch heute ernst und finster über die weissen Häuser, die sich, wie Schutz suchend, zu ihren Füssen gelagert haben; im Westen sind die gezackten Mauern und Thürme der Ruinen von El Mansura sichtbar, halb verdeckt durch die duftigen Baumgruppen, und südöstlich, an den Bergabhang sich anschmiegend, über welchen lustige, klare Bächlein herabplätschern, inmitten blühender, prangender Gärten liegt das heilige El Öbbad, von wilden Reben und uraltem Epheu umschlungen.

Das fruchtbare Thal des Sikkakh trennt uns noch von der weissschimmernden Stadt; an den Dörfern Négrier, Safsaf und Bréa vorüber geht der Weg und bald dringt die Strasse in die schattigen Haine von Tlemcen ein; neben altehrwürdigen Olivenbäumen blühen Feigen-, Mandel- und Granatenbäume und wo auf freiere Lichtung die Sonne ihre heissen Strahlen zu senden vermag, erleuchten diese reichen, vielfarbigen Blumenflor auf saftigem Rasen.

Capitel VIII.

Tlemcen.

Aus Tlemcen's Vergangenheit. Tlemcen's Name: Pomaria, Dschldda. Tlemcen als bedeutendste Handelsstadt unter den Almoraviden; als Hauptstadt eines grossen Königreichs unter den Beni Zeyan. El Kissaria, die Frankenstadt. Tlemcen's Verfall und Schicksal. „Die Tlemcener Elle."

Von den Archäologen, welche sich mit Tlemcen beschäftigt haben, wird in heissem Wortkampfe hin- und hergestritten, wie die römische Station geheissen habe, auf deren Trümmern das arabische Tlemcen sich erhoben und zur grössten Blüthe entwickelt hat. Auf der Stätte selbst gefundene Votivtafeln und Grabsteine, sowie der im Minarete von Agadir eingemauerte Denkstein unterstützen am Meisten die Ansicht, welche in Tlemcen die Mniaria des Ptolemäus gefunden haben will. Mniaria aber soll gleichbedeutend sein mit dem auf den angegebenen Tafeln sich findenden Namen Pomaria. Jedenfalls könnte sich letzterer Name auch leicht durch den Obstreichthum der Gegend, in welcher die Stadt gebettet liegt, erklären lassen. Unsere Sache ist es jedoch nicht, hier auf diese archäologische Erörterung näher einzugehen; wir stimmen gerne der Ansicht Maltzan's bei, dass die römische Vorgängerin Tlemcen's sicherlich nur eine Station von untergeordneter Bedeutung gewesen ist, welche im Alterthume sich in keiner besonderen Weise hervorgethan hat. Erst gegen die Mitte des zweiten Jahrhunderts der muselmännischen Zeitrechnung schreibt Tlemcen seinen Namen in die Geschichte ein, indem hier ein mächtiger Edrissiten-Fürst den Grund legt zu einer grossen

Stadt: er glaubte, in ihr eine Weltstadt gegründet zu haben. Allein seine Hoffnungen und Erwartungen erfüllten sich so rasch nicht; denn auf ihn folgten sorglosere Fürsten, welchen die Weiterführung des ihnen überlieferten Plans wenig am Herzen lag. Dennoch nahm im Laufe der Jahre die Stadt zu und bald richteten sich auf sie die neidischen Blicke der Häuptlinge der umliegenden, berberischen Stämme; Tlemcen ward der Gegenstand häufiger Kämpfe und hat während der folgenden drei Jahrhunderte wiederholt Fürsten und Dynastien heranziehen und verschwinden gesehen. So kam auch der Almoraviden-Fürst Jussuf ben Taschfin mit streitbaren Mannen gegen die Stadt herangezogen; er hatte sich den Besitz der Stadt zum „Ziele“ seines Kriegszugs gemacht und daher soll die Stadt ihren Namen erhalten haben, denn Tlemcen bedeute in dem Dialekt der marokkanischen Kabylen das Ziel. Ihr früherer Name war Dschidda gewesen. Seine Nachfolger waren bestrebt, nicht blos durch Waffengewalt, sondern auch durch weise Einrichtungen ihrer Herrschaft Dauer zu verleihen und an dem von Edrissi begonnenen Werke rüstig weiterzubauen. Die Stadt erweiterte sich, die Einwohnerzahl wuchs täglich und neue Handelsbeziehungen wurden angeknüpft. Vom Norden kamen fremde Handelsleute übers Meer gefahren und brachten ihre Waaren in die aufblühende Stadt, welche ihnen gastlich ihre Thore öffnete, denn eine gewaltige Ringmauer war um die Stadt gezogen zur Sicherung vor feindlichem Handstreiche; weit aus der Sahara her zogen endlose Karawanen mit kostbarer Fracht und aus dem Westen fanden sich marokkanische Kaufleute ein. Tlemcen wurde Handelsplatz von Bedeutung: auf seinem Markte verhandelte der Bewohner der Sahara die Erzeugnisse der

Oasen und der Wüste gegen die Waaren aus dem Norden und Westen. In weisem Sinne wussten die Almoraviden-Emire dies wohl zu schätzen und sie richteten demgemäss ihr ganzes Streben auf die fernere Entwicklung der aufblühenden Handelsstadt: sie schmückten dieselbe mit neuen, monumentalen Bauten und befestigten noch stärker durch Aussenwerke die dem Reichthume entgegengehende Stadt. Unter ihnen nahm der Wohlstand der Einwohner immer mehr zu, die Kaufleute von Tlemcen galten für die reichsten im ganzen Maghreb und durften sich kecklich ihren Concurrenten in Aghmat und Fez gleichstellen. Angezogen durch lohnende Arbeit und sicheren Gewinn wanderten immer neue Zuzügler ein und füllten die durch die häufigen Kriege geschlagenen Lücken aus. Tlemcen wurde die Pforte des Westens, der Schlüssel von Westafrika; durch seine Thore ging der ganze Handel des Maghreb.

Wiewohl Tlemcen in seinen Handelsbeziehungen und in seinen inneren Verhältnissen seiner, durch sich selbst geschaffenen Unabhängigkeit sich zu erfreuen hatte, so war es dennoch in politischer Hinsicht nichts weniger, als ein unabhängiger Staat, denn im grossen Almohadenreiche nahm es noch immer eine untergeordnete Stellung ein. Dies änderte sich auf einen Schlag im Jahre 1248: Jag Morhassen ben Zeyan, Emir der Tribus Abd el Uad, warf dem Almohaden-Sultan den Fehdehandschuh hin, indem er sich zum freien, unabhängigen Könige von Tlemcen ausrufen liess, nachdem er die Stadt mit kühnem Handstreiche weggenommen hatte. Die Dynastie, welche der verwegene Emir so gegründet hat, regierte unter dem Namen Muluk beni Zeyan noch drei Jahrhunderte hindurch und es hat dieselbe in einer fortlaufenden Reihe von Kriegen

ein mächtiges Reich zusammenerobert, dessen Grenzen bis zum heutigen Algier reichten. Tlemcen aber, die Hauptstadt dieses mächtigen Königreichs, erlangte unter diesen thatkräftigen, weisen Herrschern die höchste Blüthe und den Gipfelpunkt seines Glanzes. Fünfundzwanzigtausend Familien oder etwa 125,000 Menschen bewohnten die Stadt, welche durch eine dreifache Ringmauer geschützt war, und um die Mauern selbst schlossen Tausende von fruchtbaren Gärten einen blühenden Wall. Die reichen, den nahen Klüften und Thälern entspringenden Quellen wurden gefasst und in weite Reservoirs geleitet, von wo aus sie wieder Stadt und Land zugeführt wurden. Die rauschenden Fluthen des Safsaf setzten zahlreiche Mühlenräder in Bewegung, welche die schweren goldenen Aehren zermalmten. Und auch das Innere der Stadt entsprach dem Reichthume, womit die gütige Natur das Gelände ringsum geschmückt und gesegnet hatte. Herrliche, Alhambra-ähnliche Paläste stiegen in die Lüfte, in marmornen Becken plätscherten zahlreiche Fontänen, die Kuppeln von sechszig Moscheen erhoben sich über die flachen Terrassen der bürgerlichen Wohnhäuser und der Königs-Palast selbst, der gewaltige Meschuar, welcher für sich wieder eine kleine Stadt bildete, barg allen Glanz und Luxus orientalischen Lebens. Zahlreiche Schulen, „Medersa's“ bereiteten die Jünger der Wissenschaft zum höheren Studium vor, die Universität selbst, die „Zauja“ übertraf an Reichthum und Pracht alle ihre Rivalinnen im Maghreb. Um diese Zeit war Tlemcen die erste, hervorragendste Stadt Nord-Afrika's in doppelter Hinsicht: einmal als wichtigster Markt für die Sahara und den Maghreb und dann als Herd wissenschaftlicher Erleuchtung und geistigen Strebens.

In den zahlreichen Webereien Tlemcen's wurden die feinsten und gesuchtesten Wollen- und Seidenstoffe, Gold- und Silberbrocate gefertigt, seine Lederwaaren wurden den marokkanischen Producten zum Mindesten gleichgestellt; zahlreiche Karawanen schwer beladener Kameele kamen aus dem Sudan heraufgezogen und stapelten ihre werthvolle, zumeist aus Wolle, Früchten, Goldstaub und Elfenbein bestehende Fracht in den zahlreichen Magazinen der Hauptstadt auf. Wie wir schon oben gesagt haben, öffnete Tlemcen seine Thore gastlich den fremden Kaufleuten, welche vom Norden herzugereist kamen; im Laufe der Zeit hatte sich sogar mancher europäische Kaufmann daselbst angesiedelt, diesem Beispiele waren wieder andere gefolgt und zu Anfang des 14. Jahrhunderts finden wir daselbst eine Colonie von mehreren Tausenden aus den südeuropäischen Ländern eingewanderter Kaufleute. Auch sie rüsteten auf eigene Faust Karawanen aus, welche sie nach Nigritien entsandten, um aus dem fernen Lande Goldstaub, Weihrauch, Gummi und Elfenbein zu holen. So hatten sich allmählich die Handelsbeziehungen in dieser doppelten Weise erweitert: auf der einen Seite kamen aus den katholischen Ländern Süd-Europas und dessen Handelsstädten europäische Händler auf den Markt von Tlemcen, brachten dort namentlich Tücher, Wollenstoffe, Seide, Eisen und Eisenwaaren, Werkzeuge, Silber, gemünzt und in Barren, sowie Weine zum Handel und kehrten nach Einkauf ihres Bedarfs an indigenen Producten, von welchen, wie noch heute, besonders Getreide, Wolle, Oele, Häute, getrocknete Früchte, Straussenfedern, Korallen und Gewürze beliebt waren, in die Heimath zurück. Auf der anderen Seite unterhielten sie durch Vermittelung ihrer in Tlemcen an-

sässigen Landsleute ihre Handelsbeziehungen mit der Stadt und dem Maghreb, sowie auch mit dem Sudan. Aus anfänglich rein individuellen Beziehungen hatten sich schliesslich völkerrechtliche Verhältnisse herausgebildet. Die ersten Handelsstädte und Seeplätze Süd-Europas, wie Pisa, Genua, Venedig, Florenz und Barcelona, unterhandelten unmittelbar mit den Emiren des Maghreb, liessen sich durch dieselben ihre Handelsprivilegien bestätigen und in Handelscharten festsetzen. Und hier finden wir nun eine ganz merkwürdige Erscheinung: während zu jener Zeit in Europa religiöser Fanatismus die Gemüther entflammte und im Namen des christlichen Glaubens das Schwert gezogen wurde gegen die Ungläubigen, gaben muselmännische Fürsten und deren Völker nicht genug zu rühmende Beispiele von Toleranz. Sie erkannten richtig die Vortheile ihrer ausgedehnten internationalen Handelsbeziehungen und die Macht des daraus entströmenden Wohlstandes und Reichthums und wussten, in Würdigung dessen, ihre starren Glaubensvorurtheile zu überwinden. Dazu tritt überdies noch der Umstand, dass diese Toleranz eine einseitige, nicht auf Gegenseitigkeit beruhende war; denn wiewohl die saracenischen Handelsleute in europäischen Häfen sich der persönlichen Sicherheit, ja sogar in gewissem Masse nicht unbedeutender Immunitäten zu erfreuen hatten, so hielten dennoch diese Vorzüge den dem guten Willen der Könige von Tlemcen entspringenden Begünstigungen der europäischen, christlichen Handelsleute in keiner Weise die Wage. Denn Letztere durften sich in Tlemcen eigene Fonduk und Karawansereien zur Wohnung und zur Unterbringung ihrer Waaren erbauen; als ihre Colonie wuchs, wurde ihnen ein besonderer Stadttheil zur Wohnung angewiesen. Aus ihrer Mitte erwählte Consuln

sollten über ihre Sicherheit wachen und in geschäftlichen Differenzen und Streitigkeiten richterliche Funktion ausüben. Ja, die muselmännischen Könige gingen sogar soweit, den christlichen Gästen die freie, öffentliche Ausübung ihrer Religion in dem ihnen angewiesenen Viertel zu gestatten und schritten nicht ein, als diese von der gegebenen Erlaubniss den umfassendsten Gebrauch machten und sogar Klöster katholischer Orden stifteten.

Mit den europäischen Handelsleuten und infolge des von diesen gegebenen Beispiels war noch ein anderer Schlag von Menschen aus dem Norden her ins Land gekommen. Manch spanischen Hidalgo trieb die Lust nach Abenteuern beim Dschebel el Tarik über die schmale Meerenge; manch fahrender Mann aus dem Welschlande, welcher in der Heimath nichts mehr zu verlieren, aber in der Fremde alles zu gewinnen hatte, suchte sein Heil in der gastlichen Königsstadt, deren Glanz und Pracht sprüchwörtlich geworden war. Diese kühnen Abenteurer suchten bei den Ungläubigen ihr Glück zu machen, dabei kam es ihnen auf die Religion so genau nicht an, Viele von ihnen wurden Renegaten und ebneten sich so den Weg, auf dem ihnen persönlicher Muth und südländische Verschlagenheit leicht zu den höchsten Würden und Ehrenstellen emporhalf. Nicht selten kam es vor, dass derselbe Ritter, welcher mit magerem Beutel, dagegen die Brust voll schöner Hoffnungen, von dem Thorwächter Einlass geheischt hatte, bald als gebietender Vezier oder Heerführer durch dasselbe Thor ausritt. Der grossen Mehrzahl war, wie das ja stets der Fall zu sein pflegt, das Glück weniger hold oder diese brachten weniger hoch geschraubte Hoffnungen und Erwartungen mit; sie traten in die Dienste des Königs von Tlemcen und

dienten ihm gegen guten Sold in einer Art Fremdenlegion.

Diese Art von Einwanderern nahm ebenfalls mit der Zeit zu und blieb in numerischer Stärke nicht hinter der europäischen Handelswelt zurück. Beide Elemente aber waren in dem ihnen angewiesenen Viertel zusammengedrängt, welches auch heutzutage noch ausschliesslich Kaufmannsviertel geblieben und im Osten von der grossen Moschee gelegen ist. Dies Viertel umfasste die Wohnhäuser, Lagerhäuser, die sogenannten Fonduk; es befanden sich in demselben Bäder, Backöfen, auch eine Kirche und ein Kloster von Predigermönchen; von der eigentlichen muselmännischen Stadt war es durch eine hohe, gezackte Mauer getrennt, welche rings um die ganze Colonie lief. Ein grosses Stück dieser Mauer steht noch heute, nachdem es vielen Jahrhunderten Trotz geboten hat, aufrecht und unbeschädigt da. Diese Mauer erreichte eine Höhe von 9 Metern, war an den vier Cardinalpunkten mit Thoren versehen, welche zugleich mit denen der muselmännischen Stadt geschlossen und geöffnet wurden. Diese christlich-europäische Stadt auf muselmännischem, afrikanischen Boden, in welcher neben einander Pisaner, Venetianer, Genueser, Süd-Italiener, Katalonier und Provençalen wohnten und die von den Consuln regiert wurde, hiess El Kissaria. Von den Thoren herab wehten die Fahnen der christlichen Nationen, welche in der Stadt vertreten waren; diese Thore selbst wurden von christlichen Söldnern bewacht. Die Wache war eine strenge: nach Sonnenuntergang durften keine Verträge mehr geschlossen werden; kein Muselmann durfte das Innere der Fonduk betreten ohne ausdrückliche Erlaubniss der Franken-Consuln.

Kissaria ist ein fränkisches Wort, d. h. ein Wort des Idioms, welches sich als internationale Sprache aus den hier zusammenfliessenden Dialekten und fremden Zungen herausgebildet hatte; man kann es ableiten vom spanischen Caserio oder Caseria, das einen „Häuser-Complex", oder vom spanischen Casar, welches ein „Dorf" bedeutet, oder vom italienischen Cassero, welches man mit „Citadelle" übersetzen könnte. Man verstand also darunter in der Sprache des Maghreb einen Häuser-Complex, nämlich das Kaufmannsviertel der Franken; heute bezeichnet man damit den alten Frankenbazar in Tlemcen. In den Städten Marokko's hat das Wort seinen alten Sinn bewahrt.

Wir haben schon gesehen, dass es den Franken völlig frei stand, ihren kirchlichen Gebräuchen obzuliegen und dass ihnen kein Hinderniss in dieser Ausübung ihres Glaubens von Seiten der Muselmänner in den Weg gelegt wurde. Das Oberhaupt der Kirche wachte aus der Ferne über diesen seinen Schafen, welche sich von der Herde entfernt und mitten unter die Wölfe gewagt hatten. Man hat im Archive des Vaticans ein Breve aus dem Jahre 1290 gefunden, welches Papst Nicolaus IV. an die edlen Herren, Barone, Ritter und anderen Waffenträger im Dienste der Könige von Marokko, Tunis und Tlemcen richtet und in welchem der Herrscher der Kirche seine Getreuen feierlich ermahnt: „Meine Söhne, haltet Treue den Fürsten der Araber, denen ihr Treue und Gehorsam zugelobt habt und denen ihr darum auch Gehorsam schuldig seid; aber zugleich trachtet auch darnach, dem Christennamen Achtung zu verschaffen." Die christlichen Einwohner richteten sich nach den Geboten ihres Kirchenfürsten und verstanden es ganz wohl, in gutem Einvernehmen mit der indigenen Be-

völkerung zu verharren. Namentlich der handel- und gewerbetreibende Theil der Letzteren bestand aus ruhigen, friedliebenden und thätigen Bürgern

Im Laufe dieser Beschreibung werden wir noch häufiger zu erweisen die Gelegenheit haben, dass Tlemcen auch in anderer Hinsicht die erste Stadt des Maghreb im Mittelalter gewesen ist, indem wir bei Betrachtung der zahlreichen, monumentalen Moscheen, welche Tlemcen schmücken, auf die Leuchten muselmännischer Wissenschaft jener Zeit zu sprechen kommen. Religion und Wissenschaft stehen ja bei den Völkern des Islam in äusserst enger Beziehung zu einander und es baut sich die Letztere auf Ersterer, als auf ihrer unentbehrlichen Grundlage auf. Auf der Hochschule von Tlemcen begegneten sich die Gelehrten aus allen Theilen des nördlichen Afrika und aus Spanien; unter dem Schutze seiner Könige, welche die Wissenschaft liebten und hegten, wurde daselbst disputirt und in vollster Freiheit gelehrt und das zu einer Zeit, als in deutschen Gauen die Geister eben erst aus langem Winterschlafe zu erwachen schienen.

Mit scheelen Blicken sahen die Könige von Marokko, Fürsten aus dem Stamme der Mereniden, die Nebenbuhler im Osten zu immer grösserer Macht emporsteigen und mehr als einmal versuchten sie es, sich derselben zu entledigen. Nachdem mancher tapfere Anprall ebenso tapfer abgeschlagen worden war, gelang es ihnen endlich doch, sich im Jahre 1337 Tlemcen's zu bemächtigen, welches während 22 Jahren dem Mereniden-Reiche einverleibt blieb. Sie achteten den besiegten Feind, indem sie, anstatt sein Werk zu zerstören, dasselbe im Gegentheil noch glänzender zu gestalten bestrebt waren. Als Tlemcen im Jahre 1359

an die Beni Zeyan zurückfiel, hatte es die vorübergegangene Herrschaft der Mereniden nicht zu beklagen. Zwei und ein halbes Jahrhundert hatte die Herrschaft der Beni Zeyan gedauert, da tauchten im Norden und im Osten plötzlich drohende Schatten auf. Als im Jahre 1509 die Spanier Oran einnahmen, brach eines der schönsten Juwele aus der Krone des Königs von Tlemcen, welcher ausser Stande, der Christen-Armee kräftigen Widerstand zu leisten, sich vor dem kastilischen Löwen beugen musste. — Im Osten wussten sich die beiden kühnen Freibeuter Baba el Aroudj und sein Bruder Kheireddin, mit dem Dolche in der Hand, zu Gebietern emporzuschwingen. Ein Stück nach dem andern wurde von dem einst mächtigen Reiche der Abd el Uad weggeschlagen, ohne dass die unglücklichen Emire von Tlemcen vermocht hätten, dem Einhalt zu thun, denn innere Zwistigkeiten schwächten die eigene Kraft, der Staatsschatz war erschöpft, die christlichen Völker standen im Solde der neuen katholischen Herren von Oran und die einheimische Kriegsmacht war unfähig, dem überlegenen Gegner mit Erfolg entgegengestellt zu werden. Die Nachkommen Kheireddins drangen immer weiter gegen Osten vor, nach unaufhaltsamem Siegeszuge stand Salah Raïs Pascha endlich vor den Mauern Tlemcen's; im Jahre 1553 sank das einst herrliche Königreich, welches zuletzt nur noch ein Schatten vergangener Grösse gewesen war, in den Staub. Der letzte König von Tlemcen, Mulei Hassan, flüchtete sich nach Oran und bat die Spanier um Schutz und Asyl. Sein Sohn liess sich taufen und unter dem Namen Don Carlos kam er an den Hof Königs Philipp II., woselbst er in Dunkelheit und Vergessenheit verschwand.

Als Tlemcen's alter Glanz verblich, die Stadt der

Schauplatz innerer Unruhen und Verwicklungen wurde und schliesslich der mächtig gewordene Abenteurer Kheireddin immer weiter gegen Osten seine Hand ausstreckte, da flohen die christlichen Kaufleute dem Meere zu, um Hab und Gut und auch das eigne Heil unter der kastilischen Fahne zu bergen. Die alte Kissaria, das Frankenviertel, verödete; ein Schwarm einheimischer Handelsleute überfluthete dasselbe und die Stätte des Grosshandels und ungeheuren Reichthums wurde die Niederlassung kleiner Gewerbtreibender nnd ärmlicher Krämer. Wo einst die Schätze des Sudan's aufgestapelt lagen, wurden elende Buden errichtet, die Stadt mächtiger Kaufherren wurde zur armseligen Kleinheit herabgedrückt, welche den unbedeutend gewordenen Handelsbeziehungen völlig genügte. In diesem Zustande hat sich das Viertel erhalten bis zum Einmarsche der Franzosen in Tlemcen unter General Clauzel im Jahre 1836. Der Vertrag an der Tafna brachte schon im darauffolgenden Jahre die Stadt in den Besitz Abd el Kader's. Noch einmal sollte sie, welche schon Zeugin so häufiger Wechsel und mannigfaltiger Schicksale gewesen war, den ephemeren Glanz des arabischen Königs sehen, dessen Hauptstadt sie wurde. Im Jahre 1842 betraten französische Truppen zum zweiten Male den Boden der gesunkenen Königin, um denselben nicht wieder zu verlassen. Die niederen und finsteren Buden der alten Kissaria wurden niedergerissen, die schmalen elenden Strassen erweitert und an ihrer Stelle moderne Gebäude erbaut. Ein Theil der gezackten Mauer der Frankenstadt hat sich noch bis zum heutigen Tage erhalten; dieselbe bildet nunmehr die Façade des Spahis-Quartiers. Eben dort hat man noch eine Spur vergangener Grösse gefunden, nämlich die Platte, auf welcher

der Abdeluadite Abu Taschfin I., ein tapferer Krieger und zugleich ein weiser Herrscher, ein einheitliches Längenmaass für den Gebrauch des Handels festgesetzt hatte: die Tlemcener Elle. Unter ihm hatte Tlemcen die höchste Stufe seines Glanzes erreicht; der Reichthum und die Solidität der damaligen Tlemcener Kaufherren war sprüchwörtlich geworden. — Dieser seltene und interessante Fund ist im Museum von Tlemcen untergebracht worden.

Capitel IX.

Das Tlemcen unserer Tage.

Das heutige Tlemcen. Der Meschuar. Die Moschee des Meschuar, eine Schlosscapelle. Die arabische Stadt. Eine Karawane aus der Sahara. Ein marokkanischer Schlangenbeschwörer. Gaukler und Märchenerzähler. In der Zauja der Fakire des Mulah Saah. Ueber arabische Musik. Der Tanz der Fakire. Noch einmal die Jünger des Sidi Mohammed ben Aissa.

Der Glanz und die Macht, welche während vieler Jahrhunderte der alten Königsstadt zu eigen gewesen waren, konnten natürlich nicht verschwinden, ohne Spuren ihrer Herrschaft zu hinterlassen. Auf Schritt und Tritt begegnet man alten Denkmälern und zahlreiche Ueberreste aus jener Zeit schmücken noch heute die Stadt und ihre Umgebung. Die duftenden Gärten, die reichen Obsthaine, welche noch heute mit lebendem, blühenden Walle die Stadt an der Sahara Rand umhegen, lassen auch noch für die Gegen-

wart den Römernamen Pomaria als zutreffend gelten; aber die zahlreichen Schläge, welche das unbarmherzige Schicksal gegen sie geführt hat, haben die thronende Königin zu Boden geworfen. Inmitten wogender Saatfelder, in dichten Olivenhainen liegen die Trümmer und die Landschaft rings um die Stadt erscheint als ein grosser Kirchhof, in welchem ihre wechselvolle Geschichte eingesenkt worden. Hier ein altes Minaret, von vielen Stürmen zerzaust, dort verwitterte Säulen, welche kaum mehr die überwachsene Kuppel zu tragen vermögen — eines königlichen Helden Grabstätte, — dort ein mächtiger Thurm, der mit seinen Zacken dem nagenden Zahne der Zeit Trotz geboten hat, kurz auf Schritt und Tritt stösst der Fuss an die Grabsteine einer ruhmreichen Vergangenheit.

Die Stadt, in welcher sich ehedem eine Bevölkerung von Hunderttausenden bewegt hat, zählt heute kaum mehr zwanzigtausend Einwohner, die nicht einmal des vierten Theils des Raumes bedürfen, welchen die alte Stadtmauer umschloss; die Trümmer derselben umziehen noch sichtbar in weitem Kreise die Stadt und lassen leicht deren ehemalige Gestalt und Ausdehnung erkennen. Die alte Stadt war in vier Quartiere eingetheilt, in denen jeder Klasse der Bevölkerung, jeder Corporation und Zunft ein bestimmter Platz und Raum angewiesen war; so war z. B. die Nordseite dem Handel vorbehalten gewesen, welcher sich in nahezu 3000 Butiken und Läden vertheilt hatte. Das moderne Tlemcen besteht aus drei abgesonderten Quartieren.

Die zahlreichen Marokkaner, welche, den Savoyarden vergleichbar, schon seit vielen Jahren ihre Heimath verlassen, um in Tlemcen Arbeit und Verdienst zu suchen, die „Hadar", — so genannt nach dem Stamme, welchem die

grosse Mehrzahl dieser marokkanischen Einwanderer angehört, — wohnen in besonderem Stadttheile zusammen mit den Mauren und Kabylen, zu welchen sie in einem ähnlichen Verhältnisse stehen, wie etwa die Biskrih's in Algier zu den städtischen Eingeborenen, das heisst, sie unterziehen sich den groben Arbeiten und anstrengenden Dienstleistungen. In dem mittleren Stadttheile haben sich die europäischen Bürger angesiedelt; hier haben moderne Bauten die alten arabischen Häuser verdrängt; hier auch befinden sich Verwaltungs- und Gerichtsgebäude, die Hôtel's (Hôtel d'Italie und du Commerce) und die Kaffee-Häuser. Dahinter liegt das eigentliche Judenviertel, welches sich, wie überall, durch den Schmutz und die Unsauberkeit seiner Bewohner auszeichnet.

Im südlichen Stadttheile liegt die alte Burg von Tlemcen, der finstere Meschuar. An ihn lehnt sich das Quartier der Kuluglih's, der Nachkommen der alten Türken, an, deren es immer noch gegen vier Tausend sein mögen. Sie thun sich viel zu gut auf ihre manchmal zweifelhafte Abstammung und dünken sich hoch erhaben über die gewöhnliche arabische Bevölkerung, die sie als eine zu plebejische verachten und meiden. Der Meschuar, ein imposantes, von 40 Fuss hohen Mauern umgebenes Schloss, sieht düster und unfreundlich auf das ihm fremde Getriebe zu seinen Füssen herab; seine zwei gewaltigen runden Thürme an der Hauptfaçade scheinen der Stadt zu grollen und zu drohen, dass sie so weit gesunken ist, sich vor Ungläubigen, als ihren Herrschern, zu beugen. Manch' kühner Angriff hat sich an seinen felsenfesten Mauern gebrochen, manch' heldenmüthige Abwehr haben seine Zinnen und Zacken erlebt; ein stolzes Königsgeschlecht hat er getreulich Jahr-

hunderte lang beherbergt und beschützt. Er könnte viel erzählen, der alte, verschwiegene Coloss, wenn er wollte und zu reden vermöchte, von kraftvoller Mannesthat, von rühmlicher Grossmuth, aber auch von heimtückischem Morde und schändlichen Verbrechen.

Wie der Bardo in Tunis, oder die Casbah in Algier ist auch der Meschuar eine kleine Stadt für sich. Er wurde von den Franzosen dem Systeme der modernen Befestigung Tlemcen's angepasst, dient als Citadelle und seine inneren Räumlichkeiten sind zu militärischen Bureaux eingerichtet worden. Dadurch hat auch die hübsche Moschee im Meschuar sehr Noth gelitten, welche nunmehr als Magazin des Militärhospitals verwendet wird; der Reiz des Inneren ist unter Mörtel und Tünche verschwunden, allein das Minaret ist stehen geblieben und als seltenes Stück maurischer Architectur wohl sehenswerth. Durch seine Ornamentation unterscheidet es sich von anderen, ähnlichen Bauwerken in Tlemcen, indem hier der aus Ziegeln aufgeführte, leichte Bau mit spitzbogigen Arkaden geschmückt ist. Diese Schlosscapelle stammt aus dem ersten Viertel des 14. Jahrhunderts; damals liess sie der Abdeluaditen-Sultan Abu Hammu Mussa erbauen, nachdem er einen glücklichen Feldzug gegen aufständische Stämme im Osten seines Reichs geführt hatte. Um sich vor Wiederholungen solcher Unruhen zu sichern, liess er sich nach der Einnahme von Medeah die Söhne der aufständischen Berberhäuptlinge als Geisseln überliefern, nahm sie mit sich in seine Hauptstadt und wies ihnen den Meschuar zur Wohnung an. Er behandelte die Fürstenkinder gut, bewachte sie auf diese Weise selbst, gestattete ihnen sogar, zu heirathen und liess für sie die Moschee des Meschuar aufführen. Das ist das

seltsamste Gefängniss gewesen, von dem man jemals gehört, fügt Ibn Khaldun seiner Erzählung hinzu. Später wurde die Moschee das Bethaus der Nachfolger Abu Hammu's und der Mereniden. Die Abenteurer Arudj und Kheireddin haben daselbst ihre Andacht verrichtet, auch der Emir Abd el Kader betete täglich hier und liess in ihr seinen Ruf zum heiligen Kriege erschallen.

Obwohl manche Strassen erweitert und einige Plätze geschaffen worden sind, so hat doch der grössere Theil der Stadt arabischen Character bewahrt; wenige Schritte hinter den modernen Bauten beginnt das Gewirr der schmalen und verschlungenen, oft überwölbten Strässchen und Gässchen, ein Labyrinth von niederen und geheimnissvollen Häuschen; verschleierte Frauengestalten huschen vorüber und entziehen sich bei der nächsten Strassenwendung den neugierigen Blicken des Rumi. In kleinen, nischenartigen Buden, welche nur von einer einzigen, zugleich Thüre und Fenster vorstellenden Oeffnung Luft und Licht empfangen, betreiben die eingeborenen Handwerker unter den Augen der Vorübergehenden ihr Geschäft. Mit bewundernswerther Geschicklichkeit handhaben sie ihre Werkzeuge, welche seit Jahrhunderten unverändert dieselben geblieben sind, und bedienen sich bei der Arbeit in gleichem Maasse der Hände und der Füsse. Die Zunft der Sattler hat schon zur Zeit der Könige von Tlemcen besonderes Ansehen genossen ob ihrer Kunstfertigkeit; noch heute bleibt man erstaunt vor ihren kleinen Werkstätten stehen und bewundert die äusserst geschmackvoll mit Gold und Silber gestickten Sättel und Zaumzeuge aus rothen marokkanischem Leder gefertigt, wahre Meisterstücke. — Wir drängen uns durch die engen Gassen, immer neue Bilder rein orientalischen Lebens

hemmen den Schritt. Durch die Fussgänger suchen sich mit ihren schwer beladenen Burrikos die Landbewohner Bahn zu brechen, dabei ihre Waaren: Orangen, Citronen und sonstigen Erzeugnisse mit lautem Rufe feilbietend. Wo breitere Strasse den schmalen Weg kreuzt, fesselt seltsamer Aufzug das Auge: in langer, ungeordneter Reihe ziehen Kameele vorüber, die zerlumpt aussehenden Thiere sind mit grossen, sackartigen Körben belastet, die zu beiden Seiten tief herabhängen; mit wunderlichem Hausrathe sind sie angefüllt: mächtige, mit Henkeln versehene Thonkrüge, den alten Amphoren vergleichbar, ragen daraus hervor, allerlei Hausgeräthe und abgebrochene Zelte sind sichtbar und daneben hängen in holder Eintracht Hähne und Hennen, an den Beinen zusammengebunden in beklagenswerther Lage, aber stoisch in ihr Schicksal ergeben. Und auf dem Rücken der Thiere zusammengekauert sitzen unverschleierte Frauengestalten in blauen, wollenen Gewändern, die beim leisesten Windhauche zurückflatternd den neugierigen Blicken volle, rundliche Formen enthüllen, welche der Wüste glühende Sonne mit sanftem, mattbraunen Schimmer angehaucht hat. In feingezeichneten Köpfchen leuchten beinahe allzugrosse Augensterne und entsenden heisse zündende Strahlen, feurig wie die Strahlen der Wüstensonne. Buntes Kopftuch umschlingt die wirren, pechschwarzen Haare; an silbernen Kettchen befestigte Goldmünzen verschiedener Grösse decken, wie eine Krone, die gebräunte Stirne; kunstreich aus Silber getriebene schwere Kugeln und Ringe fallen, wieder durch silberne Ketten gehalten, von den Schläfen zu den Schultern herab; ähnliche Zierrath ist um den Hals gelegt und bei jedem schwerfälligen Schritte des zottigen Kameels klirrt und klingt der Schmuck, wie viel hundert silberne Glöck-

chen. Die Oberarme und die Gelenke und die Knöchel der zierlichen Füsse umschliessen silberne Spangen aus breitgeschlagenem Silberblech gefertigt oder aus schmalem, Schlangen darstellenden Silberreife bestehend. Anmuthig verstehen es die mit Ringen bedeckten Finger, das Fähnchen zu führen, das aus den getrockneten Blättern der Zwergpalme geflochten eines kühlenden Fächers Dienste versieht. Den Kameelen folgt eine Schaar von Eseln, in Körben Vorräthe und bunt bemalte Holztruhen tragend, mit Stöcken bewaffnete Männer treiben die kleinen Thiere zu emsigem Trabe, damit sie gleichen Schritt halten sollen mit ihren grösseren Vorgängern. Neben zierlichem Eselein, das als leichtere Bürde einen schwarzäugigen, in bunte Farben gekleideten Buben trägt, schreitet rüstig ein älteres Weib mit durchfurchtem Antlitz und hageren, sehnigen Gliedern; mit der Linken stützt sie den Knaben auf seinem Thiere, mit der Rechten hält sie einen grossen, leichtfüssigen „Slughi“, den arabischen Windhund und auf ihrem Rücken hängt, mit den kleinen Aermchen der Mutter Hals umklammernd, ein jüngeres Kind, von dem sackartig zusammengebundenen Kleide gehalten. Dahinter treiben die Hirten eine reiche Herde wolliger, breitschwänziger Schafe und zottiger, gescheckter Ziegen, lustig springen die Zicklein zur Seite und manches ermüdete Thierchen wird von starkem Manne unter dem Arme getragen. Den Zug leitet, mit schnellem Schritte voranschreitend ein jüngerer Mann, mit lautem Rufe und eisenbeschlagenem Stabe schafft er ihm Raum; am Schlusse desselben reitet, ihn bewachend, der Scheikh des Duars, der Herr der Schaar, auf stolzem Araberhengste. Ein ergrauender Vollbart umrahmt sein energisches, wettergebräuntes Gesicht; die stechenden Augen

schweifen prüfend über Herden und Menschen. Mit natürlichem Anstande sitzt er auf seinem feurigen Rosse, dessen Schweif beinahe die Erde streift und dessen dichte Mähne auf die breite Brust herabwallt. Der weisse Burnus des Reiters bedeckt nicht vollständig ein fein gewebtes, blauseidenes Unterkleid mit rother Verbrämung; über den weichen und wolligen Burnus ist noch ein dunkelbrauner Mantel gelegt, an dem das Kreuz der Ehrenlegion festgeheftet ist; das beinahe durchsichtige Kopftuch wird von einer breiten Binde, aus kameelhaarenen Schnüren gewunden, gehalten. Die Füsse ruhen in gelben Pantoffeln, welche, am Absatze offen, selbst wieder über hohe, bis zu den Knieen reichende Reiterstiefel aus rothem, mit Silber gestickten Leder, gezogen sind. Schwere, in lange, haarscharfe Spitze auslaufende Sporen sind an breiten Riemen um die Füsse geschnallt. Sattel und Zaumzeug sind reich mit Gold durchwirkt, das Ross trägt um den Hals zwei riesige, blendend weisse Eberzähne, welche durch silbernes Band zu halbmondförmiger Gestalt vereinigt sind — ein Amulet gegen den bösen Blick. Ein Trupp Reiter folgt ihm, lange mit Elfenbein eingelegte Flinten tragen die Meisten von ihnen auf dem Rücken, an der Seite blitzen die silbernen Scheiden gekrümmter Dolche. Der lange Zug, den wachsame Beduinenhunde umspringen, wandert gegen Norden. Wüstenbewohner sind es, die beim Herannahen sommerlicher Sonne den heissen Boden der Sahara verlassen, um für ihre Herden im kühleren Tell neue Triften und fettere Weiden zu suchen. Wenn aber der Herbstwind über den Sahel weht, dann deutet der Führer des Duars südwärts, die Zeltstangen werden aus der vom ersten, ersehnten Regen gelockerten Erde gezogen und die braunen,

weiss und schwarz gestreiften Zeltdecken aufgerollt, wieder werden die Thiere beladen und freudiger eilt das Kameel vorwärts, welches die Witterung heimathlicher Luft mächtig gen Süden zieht. So wandern die braunen Kinder der Wüste jahraus, jahrein, und frägst Du sie, wohin die Wanderfahrt gehe, dann weisen sie im Frühjahre nach dem Siebengestirne und im Herbst dahin, wo kaum sichtbar in der Ferne ein hellblauer Streifen die Höhen anzeigt, welche den Tell von der Sahara scheiden. Wo sie rasten? Das wissen sie selbst nicht; wo die Sonne scheint und wo Sterne leuchten, wo frisches Grün die Thiere nährt und ein freundlich Bächlein den Durst stillt. Wo gestern um lustig flackernd Lagerfeuer die ganze Schaar sich gesammelt hat, da künden morgen ein paar schwarze Kohlen, dass Menschen daselbst gelagert. Es geht ihnen wie den Wogen des Meeres, die jetzt vor uns auftauchen, um gleich wieder in der Ferne zu verschwinden oder wie den Sandhügeln in der Sahara, ihrem Heimathlande: jeder Windstoss erhebt sie und trägt sie mit sich fort, heut sind sie hier und morgen wo anders.

Wir schlendern gemächlich durch die bewegten Strassen; der Freitag, welchen der Muselmann heiligt, zwingt manchen Gläubigen, sein Haus zu verlassen und in der Moschee sein Gebet zu verrichten. Wir nehmen uns volle Zeit und Musse, die schönen, männlichen Gestalten, welche unseren Weg kreuzen, zu mustern, müssen es uns dagegen auch gefallen lassen, dass sich auf uns, die einzigen Europäer in diesem arabischen Viertel, neugierige, forschende Blicke richten. Der Araber liebt die schreienden Farben; die heisse Sonne des Südens, die blendend weissen Häuser, der tiefblaue Himmel, der sich darüber wölbt, lässt dieselben noch schrei-

ender hervortreten. Der schwarze Neger kleidet sich mit besonderer Vorliebe in Weiss; sein Sonntagsstaat ist also ein dem unsrigen genau entgegengesetzter.

Vorwärtsstrebend haben wir uns endlich aus dem Labyrinthe von Gängen und Gewölben herausgearbeitet und einen freien Platz (Place Bugeaud) erreicht; neue farbenreiche, lebensvolle Bilder fesseln die Sinne; es dauert eine Weile, bis wir uns zurechtgefunden haben in diesem wogenden Treiben. Hier, vor uns hat sich ein dichter Kreis von Neugierigen um einen marokkanischen Schlangen-Beschwörer geschaart: ein langes, grau und weiss gestreiftes Gewand ohne Aermel hüllt die untersetzte Gestalt ein bis zu den nackten Füssen, an die mit rohem Riemenwerk lederne Sandalen festgeschnürt sind; aus spitz zulaufender Capuze blickt ein verschmitztes Gesicht. Am Boden neben ihm liegt ein bocklederner Sack, von giftigen Reptilien geschwellt und dabei lehnt ein derber Knotenstock. Drei alte Neger mit grauem, kurzgeschorenen Barte kauern ihm gegenüber auf einer alten Matte, grosse Tambourine mit Wucht bearbeitend. Mit beredtem Vortrage leitet er nun die Vorstellung ein und verspricht seltene Augenweide den Zuschauern. In der Hitze der Rede reisst er sich mit den nackten, muskulösen Armen das Oberkleid vom Leibe und steht nun nur mit kurzem, schmutzigen Hemde bekleidet vor seinem Auditorium. Endlich eilt er zum Schlusse, indem er dem Publikum erklärt, dass es einem anständigen Manne schlecht anstehe, nach beendigter Vorstellung durchzubrennen, ohne zuvor wohlverdienten, milden Beitrag zu entrichten, darum möge man es ihm nicht verargen, wenn er seine geehrten Gäste höflichst ersuche, lieber vorher zu bezahlen. Und diese lachen und die kupfernen Sousstücke

fliegen in den Kreis; der Redner wischt sich den Schweiss von der Stirne und die Neger verdoppeln aus Dankbarkeit ihre Kraftanstrengungen. Zur eigentlichen Vorstellung übergehend, ernennt er einen jungen Araber aus dem Kreise der Zuschauer zum Hüter seiner Schlangen; er bewaffnet ihn zu diesem Zwecke mit seinem Knüttel, lässt ihn vor dem Sacke niederknieen und öffnet denselben endlich. Bei dem wenig behaglichen Anblicke des vielverschlungenen, hässlichen Knäuels sinkt der Muth des tapferen Schlangenhüters bedenklich und als vollends deren Herr und Eigenthümer das anmassende Verlangen an ihn richtet, zum freundlichen Willkommen seine neuen Schutzbefohlenen zu küssen, erklärt dieser, er nehme seine Entlassung aus dem unheimlichen Amte, zu dem er mit Gewalt gedungen worden.

Allein der Zauberer will von diesem Vertragsbruche nichts wissen, ergreift etliche seiner Schlangen und verfolgt mit diesen den Araber, welcher aus dem eng geschlossenen Kreise vergebens zu entkommen sucht, indem er dazu bei allen mohammedanischen Heiligen schwört, er werde unter sämmtlichen Schlangen ein furchtbares Blutbad anrichten. Der Jubel des Publikums erreicht seinen Höhepunkt, alles lacht und klatscht in die Hände und die vor Freude verrückten Neger schlagen sich mit ihren Musikinstrumenten gegenseitig auf die Köpfe. Nachdem sich dieser Sturm des Beifalls gelegt hat, zieht der Marokkaner aus umgehängter, alter Ledertasche eine aus Knochen gefertigte Doppel-Flöte hervor und während er auf derselben eine einförmige Weise spielt, löst und entwirrt sich der Schlangen-Knäuel, eine Schlange nach der anderen kriecht hervor und hoch aufgerichtet, mit den langen spitzen Zünglein zischend,

folgen sie ihrem Führer, bis dieser und die Thiere ermatten.

Inmitten anderer Gruppe ergötzt ein arabischer Gaukler die Menge mit seinen Kunststücken. Er verschluckt durch Nase und Mund lange, spitzige Eisenstifte und bearbeitet die nackte, von unzähligen Narben bedeckte Brust mit scharfen Messern. Wir verlassen bald das wenig ansprechende blutige Schauspiel, um uns einem weiten Kreise lauschender Menschen zuzukehren, welcher schon längst unsere Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat. Ein Mährchen-Erzähler ist's, welcher, von Land zu Land wandernd, die Sagen erzählt, die er auf seinen unstäten Fahrten gesammelt. Schneeweisser, kurz geschnittener Bart steht im schwarzen, vielrunzeligen Negergesicht, um der Stirne Falten ist ein grüner Turban geschlungen, ein Zeichen, dass sein alter Träger im heiligen Mekka auf des Propheten Grabe gebetet hat; in langen, sauberen Burnus ist die gedrungene, vom Alter gebeugte Gestalt gekleidet; während er seine alten Mährchen erzählt, strahlen die klugen Augen vor eigenem Wohlgefallen darein und im Feuer der Rede schlägt er die Erde mit dem dünnen Stäbchen, das zitternde Finger festhalten; andächtig und lautlos lauscht die Menge der klangvollen Stimme und der lebendigen Schilderung des Alten. Von längst vergangenen Zeiten erzählt er, in denen noch grosse, mächtige Khalifen in dämmernder Stunde die Strassen durchwandelten und von schimmernden Hallen und glänzenden Palästen, die gütig waltender Geister Hand in nächtlicher Stunde aus dem Boden gezaubert. Noch immer spricht der Alte und die horchende Menge hängt noch gespannt an den beredten Lippen des unermüdlichen Erzählers, als mein Begleiter, seine Hand auf meinen Arm

legend, mich darauf aufmerksam macht, dass es höchste Zeit sei, aufzubrechen, wenn wir nicht ein anderes, höchst seltenes Schauspiel versäumen wollten.

Wieder nimmt uns der arabische Stadttheil auf und wieder arbeiten wir uns durch die schmalen, überwölbten und überbauten Gässchen, an zerfallenem Gemäuer vorüber und unter Einsturz drohenden, über die Strasse gesprengten Bogen hindurch geht unser Weg und endlich machen wir Halt bei einem Hause von gutem Aussehen: der Zauja der Fakire des Muley-Taieb. Diese in Tlemcen zahlreich vertretene Brüderschaft hält ihre Zusammenkünfte in diesem Hause, welches dem Orden zu eigen gehört. An jedem Freitage findet daselbst eine Versammlung statt zu gemeinschaftlichem Gebete und zur gegenseitigen Bestärkung in ihrem Glauben. Gleichwie die Juden stündlich ihren Messias erwarten, so hoffen die Fakire des Muley-Taieb auf die Ankunft des Mula-Saah, des Vorkämpfers der Erlösung. In reinlicher, gewölbter Vorhalle warte ich, bis mein arabischer Freund sich beim Oberhaupte des Ordens erkundigt hat, ob die Ordensregeln die Anwesenheit eines Rumi bei den Gebeten gestatten. Bald kehrt er wieder in Begleitung eines mich höflich begrüssenden Dieners der Brüderschaft, welcher mir die erbetene Erlaubniss des Eintritts überbringt und solche als ganz besondere Gunstbezeugung erklärt. Er weist mir meinen Platz am Ende des Ganges an, von welchem aus ich auf den inneren Hofraum herabzusehen vermag. Den viereckigen Raum umgibt auf vier Seiten das einstöckige, mit weissem Kalk beworfene Ordensgebäude; in der linken Ecke desselben befindet sich eine bis zum Rande mit Wasser gefüllte Cisterne, von zierlich geformtem, Arabesken darstellenden Eisengitter um-

geben. Auf zwei Seiten des Hofs, mir zur Linken und auch meinem Standorte gerade gegenüber, öffnen sich zu ebener Erde breite Logen, durch lang herab wallende, faltenreiche Vorhänge von bunter Farbe noch verschlossen. Auf den mit breiten Steinplatten gepflasterten Boden sind Matten gebreitet, auf welchen etwa vierzig Männer in sitzender Stellung mit untergeschlagenen Beinen Platz genommen haben. Zwei, räumlich von einander getrennte Gruppen sind zu unterscheiden: in der Ecke uns gegenüber bilden sechs Männer einen kleinen Kreis; es sind dies die Musiker und die Vorsänger. Der erste Vorsänger, ein schöner Mann mit reichem, schwarzen Vollbarte gibt die Weise an, als zweite und tiefere Stimme begleitet ihn ein Jüngling. Die Instrumentalmusik wird von einem Kapellmeister geleitet, welcher im Takte, nach dem vom Vorsänger angegebenen Rhythmus ein eisernes Becken schlägt, zwei Musiker blasen eine Art Flöte mit hohen, kreischenden Tönen, ein dritter rührt die Tarbuka, ein aus zwei zusammengebundenen Thongefässen, über deren Oeffnungen Trommelfelle gespannt sind, bestehendes Instrument. Die andere Gruppe, — beinahe ausschliesslich Männer in den reiferen Jahren, — ist der grösseren Loge zugekehrt. Ich habe nur zwei Jünglinge, von etlichen zwanzig Jahren, unter ihnen bemerkt: alle scheinen der wohlhabenden Klasse anzugehören und sind sauber und reich gekleidet. Allen ist der braune, kameelshaarene Burnus gemeinsam, den sie, wie einen Mantel, über ihre bunte Kleidung geworfen haben und der ihnen mönchisches Aussehen verleiht. Ueber dem Turban tragen sie alle das weisse, mit kameelshaarenen Seilen umwundene Tuch, kein einziger von ihnen ist unbedeckten Hauptes. Während die Vorsänger den Gesang anstimmen

und das Orchester einfällt, wird der Vorhang der Loge ihnen gegenüber zurückgeschlagen; inmitten derselben auf kostbarem Teppiche sitzt des Ordens Meister, der Uali. Mächtiger, kürbisartiger Turban bedeckt sein Haupt, langer, ergrauender Vollbart fällt über den braunen Mantel, den auch er über die farbigen Gewänder geworfen hat. In den Händen hält er den Rosenkranz mit Perlen aus edlem Bernsteine. Während ihn die Brüder, sich mehrmals bis zum Boden neigend, begrüssen, dankt er kaum merklich mit dem Kopfe nickend. Hinter ihm stehen und sitzen dienende Brüder, seiner Winke und Befehle gewärtig; ernst und schweigsam überwacht er die religiöse Uebung des Ordens, kein Muskel seines mageren, scharfen Gesichts verzieht sich. Die Terrasse des Hauses und den Raum neben der Loge des Uali haben muselmännische Damen in dichtgedrängten Reihen besetzt, um dem Mysterium beizuwohnen. Alle sind sie mit dem rauhen, gelblichen Wollengewande bekleidet, welches wie ein Leichengewand die ganze Gestalt einhüllt und das sie unter dem Kinn so zusammenhalten, dass nur eine kleine Oeffnung für ein einziges Auge frei bleibt, die nackten Füsse stecken in Schlappschuhen, keine trägt Schuhe mit Absätzen. Bewegungslos, wie gespenstige Lemuren, kauern sie auf dem ebenen Dache, zuweilen huscht blitzschnell und wie ein Schatten ein solches Geschöpf an mir vorüber. — Der lang andauernde Gesang ist eine Art Wechselgesang zum Lobe Allah's, seines Propheten und des Mula-Saah; Takt und Weise wird vom Vorsänger und der Kapelle angegeben und die grössere Gruppe entgegnet, dieselbe Weise wiederholend. Es ist etwas eigenartiges um die arabische Musik; wer zum ersten Male arabische Weisen vernimmt, der wird ihnen williges

Ohr leihen: allein wenn der letzte Ton verklungen ist, wird er sich fragen, ob das Musik war, denn des Takts scheint sie zu ermangeln und schwer prägt sich die Melodie dem Gedächtnisse ein. An wessen Ohr aber des Oefteren arabische Weisen dringen, dessen Gehör wird sich bald an die seltsamen Töne gewöhnen und er wird die grossen Unrechts zeihen, welche behaupten, dass diese Musik barbarisch sei, misstönend und von Melodie sich keine Spur darin finde. Die hohen, nur kurz angeschlagenen Töne, welche rasch in einander verfliessend eine spärliche Weise bilden, die immer und immer wieder aus dem verschlungenen Gewirre der massenhaften Töne sich hervorringt bis sie in langgezogener zitternder Note verklingt, wie ein der Brust sich entringender Seufzer, scheinen namenloses Sehnen, unendliche Trauer auszusprechen. Wer sie einmal in sich aufgenommen hat, vergisst sie nicht wieder.

Endlich, auf ein Zeichen des Meisters, verstummt der Gesang und es entsteht eine Pause, welche die Brüder dazu benützen, mich, den fremden Eindringling vom Kopf bis zu den Füssen zu mustern. Dann erheben sich zwölf Brüder vom Boden und bilden, dem Meister den Rücken, der Kapelle und den Anderen das Gesicht zukehrend, einen Halbkreis, indem sie mit fest verschlungenen Armen sich halten. Die Aeltesten nehmen die Mitte, die Jüngsten die beiden Enden des Halbkreises ein. Und während die Musik eine ganz ähnliche Weise anstimmt, wie die ist, welche wir bei den Aissaua's gehört haben, beginnen sie den Tanz, vom Absatze zur Fussspitze sich wiegend und dabei leicht die Kniee beugend, so dass der Unterkörper vorwärts gedrückt wird. Sie begleiten die Musik mit ihrem Gesange und während des Singens drehen sie im Takte den Kopf

von einer Schulter zur andern. Sobald der Name Allah's, des Propheten oder des Mula-Saah genannt wird, neigen sie grüssend den Oberkörper zu Boden und die bewegungslosen Gespenster geben ihren Beifall zu erkennen, indem sie den langanhaltenden, vibrirenden Discantschrei, „Zigarit" genannt, im Chore erschallen lassen und die Sitzenden klatschen im Takte mit den Händen dazu. Immer rascher wird der Takt der Musik, lauter kreischen die Flöten und die Trommel wird mit wuchtigen Schlägen gerührt, rascher werden die Bewegungen der Tanzenden, dass der Kopf beinahe die Brust trifft und dann wieder in den Nacken zurückfällt; die Gesichter der Tanzenden glühen vor innerem Entzücken und hoher Befriedigung, der Jubel der verhüllten Zuschauerinnen kennt keine Grenzen mehr, unaufhörlicher, immer gellender werdender Yuschrei lohnt die convulsivischen Zuckungen der verzückten Brüder; die Ermatteten treten zurück, von anderen wird die Lücke ausgefüllt und der tolle Tanz geht weiter bis der Meister winkt. Nach einem letzten Zigarit verlassen die Damen rasch den Zuschauerraum, die Brüder wischen sich die perlenden Schweisstropfen vom verklärten Angesichte, kühlen sich an der Cisterne und verlassen dann insgesammt ihr Haus, um dem Rufe des Muezzin zu folgen; genügend vorbereitet betreten sie nun die Moschee, in der sie Gesang und Gebet wieder aufnehmen.

Unserem freundlichem Leser wird sicherlich bereits eine gewisse Aehnlichkeit dieses Tanzes der Muley-Taieb mit der von uns im ersten Bande beschriebenen Tanzweise der Brüderschaft der Aissaua aufgefallen sein. In Tlemcen, der alten heiligen Stadt, war fruchtbarer Boden für alle derartigen religiösen Secten; die Aissaua's vollends, deren

Stifter, ein hochverehrter Marabut in Meknes, einer grossen Stadt im benachbarten Marokko, die auch heute noch Sitz des Grossmeisters des Ordens ist, gelebt und gewirkt hat, vermochten in Tlemcen, wie in keiner anderen Stadt Algeriens, festen Boden und weiteste Verbreitung zu gewinnen. Wiewohl wir schon früher Gelegenheit gehabt haben, uns über diese seltsamen Heiligen auszusprechen, wollen wir doch der nothwendigen Ergänzung halber hier das anfügen, was wir Neues und der Mittheilung nicht Unwerthes in Tlemcen über diese Genossenschaft in Erfahrung gebracht haben. Von vielen Schriftstellern, welche Gelegenheit gehabt haben, in der Stadt Algier einer „Vorstellung" der Jünger des Sidi Aissa anzuwohnen, wird, und das manchmal in sehr oberflächlicher Weise, die Ansicht ausgesprochen, dass dieser Secte eine religiöse Tendenz nicht innewohne, die Aissaua's demnach überhaupt keine religiöse Gesellschaft des Islam genannt werden dürften, dieselben vielmehr nichts anderes seien, als eine Genossenschaft von Gauklern, die nur in der Absicht, „Bakschisch" zu gewinnen, ihre von den arabischen Gesinnungsgenossen mit besonderer Vorliebe aufgesuchten und von Europäern mit gewisser Neugierde verfolgten Vorstellungen coram publico in Scene setzten. Dieser Behauptung darf, soweit dieselbe sich ausschliesslich auf die von den europäischen Gästen und Touristen besuchte Hauptstadt Algeriens selbst bezieht, eine gewisse Richtigkeit nicht abgesprochen werden. Die Khuan's, so nennen sich die Brüder der Genossenschaft des Sidi Aissa, vervollständigen und ergänzen gerne ihre in der Stadt Algier bedeutend gelichteten Reihen mit manchem falschen Bruder, welcher nur so lange ihre Ueberzeugung theilt, als jene die erspielten Gaben und Spenden mit ihm

theilen; und so lange er sich eben gut dabei stellt, verspeisst er Kröten, Scorpione und Schlangen, verschlingt er glühende Kohlen, zermalmt er mit den Zähnen die dornenbespickten Blätter der Opunzien und reisst er lebendem Widder die Eingeweide aus dem Leibe ebenso gierig, wie ein alter, geschulter und fanatischer Khuan. Einer anderen Fertigkeit, als vollständiger Ueberwindung jedweden Ekels bedarf er ja nicht. Wenn dann mit Rücksicht auf diesen Umstand gesagt wird, die Secte der Aissaua sei in „Algier" eine nur kleine, so kann man das nicht bestreiten. Ganz anders aber gestaltet sich die Sache im südlichen Algerien und je näher man den Grenzen Marokkos kömmt, desto reiner und unvermischter findet man den Cultus des grossen Marabut Sidi Mohammed ben Aissa wieder. So besitzt dieser dem Ritus Hanefi angehörende Orden in Tlemcen zwei stattliche, eigene Ordenshäuser für die zwei grossen Logen der Brüderschaft in dieser Stadt. Während es in Algier nicht allzu schwer hält, mit Hülfe jenes, alle Thüren erschliessenden goldenen Schlüssels, auch in den Hofraum einzudringen, welchen der Khuan tolles Treiben erfüllt, bedarf es in Tlemcen besonderer Empfehlung und Einführung, um zum Gebete derselben zugelassen zu werden und eine Gabe in Silber wird weder verlangt, noch angenommen. Mein wiederholter Besuch in den Tlemcener Logen der Aissaua hat mich in der festen Ueberzeugung bestärkt, dass dieselben in ihren wahnwitzigen Exercitien keinen anderen Zweck und keine andere Absicht verfolgen, als durch gewissenhafte Beobachtung der Lehren ihres Meisters Sidi Aissa desto sichereren Zutritt zu den Freuden des Paradieses zu erlangen und dieselben in jener Ekstase, welche sie auf die niedere Stufe der Raubthiere niederdrückt,

desto gewisser zu erkaufen. „Wenn Euch hungert,“ so lehrte Sidi Aissa, „so fresset Gift!“ Darum ist ihnen die abscheuliche, grässliche Speise, um welche sie den Mokkadem anflehen, als wäre sie süsses Zuckerbrod, Hochgenuss. Der aber, welcher alle Grade in diesem fürchterlichen Dienste durchgemacht hat, erlangt den ehrenden Beinamen eines „Kameels“, weil auch diesem Thiere keine Speise, sie möge noch so scheusslich sein, widerstehe. Wir Deutsche in unserer drastischeren Ausdrucksweise bezeichnen mit dem Namen dieses Vierfüsslers einen Menschen, dessen Geist von einer gewissen Beschaffenheit und besitzen für einen Menschen, der im Dienste des Aissa zum Thier wird, den Namen eines Thiers, welches für die Araber den Inbegriff alles Unreinen umfasst. — Ein bekannter französischer Schriftsteller, Th. Gautier (in seinen Oeuvres complètes), erzählt in seiner algerischen Reisebeschreibung den Hergang bei einer „Vorstellung“ der Aissaua. Diese treffliche Schilderung, welche, wie eines geschickten Malers Pinsel, auch nicht des geringsten Details Nüancirung vergisst, ist mir nur in einem Punkte bedenklich erschienen: Alle seine Aissaua's, die er in Blidah kennen gelernt hat, haben glatt rasirte Köpfe und diese glatt rasirten Köpfe „von bläulich-grünlicher Färbung, die wie Schädel anzusehen waren von in Fäulniss übergegangenen Leichen“ sind erst am Ende mehrstündigen Tanzens zum Vorschein gekommen, nachdem der verschlungene Turban sich gelöst hatte in Folge des wahnsinnigen Tanzes! Dagegen ist mit positiver Bestimmtheit zu sagen, dass die Khuan's sich von ihren muselmännischen Glaubensgenossen gerade dadurch unterscheiden, dass sie sich weder ganz das Haupthaar rasiren, noch etwa nur den bekannten Haarbusch auf dem Kopfwirbel stehen

lassen, an welchem sie der Prophet in das Himmelreich hinaufziehen wird, sondern die ganze Fülle üppigsten Haarwuchses tragen, welchen sie ungeschoren und ungekürzt, aber wohlgepflegt unter weitem Turban verbergen. In Tlemcen war es Sache der dienenden Brüder des Ordens, jedem in die Halle tretenden Khuan beim Ablegen seiner Kleidung behülflich zu sein, dann wurde ihm der Turban abgenommen und der Diener löste ihm das in einen Knoten geschlungene Haupthaar, das gekämmt und gesalbt über ein weisses, rothverbrämtes Hemd tief auf den Rücken herabfiel. In ihrem lichten, weissen Gewande, den rabenschwarzen, wallenden Haaren machen die Aissaua's mit ihren glatt rasirten, jugendlichen Gesichtern so vollständig den Eindruck von Frauengestalten, dass ich wiederholt an meinen Führer die Frage richtete, ob denn wirklich keine Frauen unter ihnen sich befänden, was mir aber immer ganz bestimmt verneint wurde. — Dass sie in der That den Namen einer religiösen Genossenschaft beanspruchen, mag folgendes kleine Erlebniss darthun. Die Aufsicht über den Tanz der Brüder führte ein alter, fanatisch blickender Khuan, welcher mit wuchtigem Rohre auch die Hauspolizei auszuüben schien. Ihm meldeten die Diener den Wunsch und die Bitte derjenigen, welche Einlass begehrten und er auch entschied, ob dieselben näher treten dürften oder nicht. Wer es unterliess, vor dem Eintritt in den mit kleinen Steinen gepflasterten Hof die Schuhe abzulegen, wurde von ihm auf diese Versäumniss aufmerksam gemacht. Ich hielt mich in respektvoller Entfernung an der Thüre und hielt es nicht für nöthig, durch Befolgung dieser Observanz mich der Gefahr einer Erkältung auszusetzen, als er auch auf mich zukam und von mir energisch das

Abnehmen der Schuhe begehrte. Ich erklärte ihm ebenso entschieden, dass ich den eigentlich geweihten Raum nicht betreten, seiner Religion aber dadurch die gebührende Ehrfurcht bezeugen wolle, dass ich die Kopfbedeckung abnehme, was nach meiner Religion und Sitte die grösste Achtung ausdrücke. Das wurde auch angenommen. Unterdessen hatte sich unbemerkt ein junger Neger eingeschlichen, angezogen durch den rasenden Lärm der Tambourine, Trommeln und Pfeifen, als eben ein frommer Bruder inmittten des tanzenden Kreises in unmenschlichen Verrenkungen der Glieder sich auf dem harten Boden wälzte, und unter dem Eindrucke des nie gesehenen, komischen Schauspiels war ein halblautes Wort des Spotts seinen aufgeworfenen Lippen entschlüpft; wüthend sprangen ein paar Tänzer aus dem Kreise, ereilten den unglücklichen Spötter, kratzten ihn mit den Nägeln und bissen ihn, während der Alte ihm den sausenden Stock durch das bluttriefende Gesicht zog. Einer der wilden Aissaua's sprang vor Wuth mit solchem Satze gegen den Unglücklichen an, dass er einem dazwischen springenden Manne auf die Schultern zu stehen kam.

Capitel X.

Die Moscheen von Tlemcen.

Die Bedeutung der Moschee im Islam. Die grosse Moschee. Des Sidi Ahmed Grab und seine poetische Grabschrift. Die Moschee des Bel Hassan. Eine gemischte Schule. Grab und Moschee des Sidi el Halui vor Tlemcen. Die Geschichte vom Kuchenväterchen. Von Tlemcen's weisen Männern und den weissen Damen; Seïda Reriba und Lalla Er Ruya.

Wir haben schon oben angedeutet, dass Tlemcen nicht blos als Handelsstadt ersten Ranges im Maghreb zur Zeit des Mittelalters in unsere Betrachtung zu ziehen ist, sondern auch als hohe Schule arabischer Wissenschaft unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen wird. Dem Koran entströmt jegliche muselmännische Wissenschaft; dieses heiligste der Bücher, welches der Allmächtige durch Vermittlung des Erzengels Gabriel in die Hände des Propheten gelegt hat, bildet für den Muselmann die Urquelle, aus welcher er nicht blos die Satzungen seines Glaubens, sondern auch die Lehren der Staatsweisheit, die Begriffe des Rechts und des Unrechts im bürgerlichen Leben und sogar die Strafgesetze zu schöpfen vermag. Aber wenn dieses Buch der Bücher über alle möglichen Zweige des menschlichen Wissens sich ausspricht, so behandelt es dieselben doch immer nur unter stillschweigender oder ausdrücklicher Zugrundelegung der starren Glaubenssätze des Islam. Islamitische Wissenschaft, aufgebaut auf der festen Grundlage muselmännischer Religion, bekundet auch auf äusserlich wahrnehmbare Weise ihre Abhängigkeit von den Dogmen der Letzteren. In den Zauja's und Medersa's, den mit der Moschee räumlich verbundenen Schulen, werden alle Wissenschaften gelehrt, zahlreiche Thaleb (Studenten) besuchen die

Vorträge der in denselben lehrenden Professoren, welche nicht blos über Elementarwissenschaften, sondern auch über Theologie, Jurisprudenz, Medizin und Philosophie Vorlesungen halten; die Eulema's, die Gelehrten, halten in ihnen ihre Zusammenkünfte zu wissenschaftlichen Erörterungen und Disputationen. So hat für die muselmännische Welt die Moschee eine viel grössere Bedeutung, als für uns die Kirche. Der Einfluss, welchen die Moschee in der Politik gewonnen hat, ist allzu bekannt, um hier noch besonders hervorgehoben zu werden. Die nöthigen Geldmittel aber, welche die Unterhaltung der Moschee und der mit dieser verbundenen Schulen erfordert, werden theils durch milde Beiträge der einzelnen Gläubigen, theils durch grossartige Dotationen und Vermächtnisse aufgebracht. Namentlich im Mittelalter sind diese Dotationen, — Habus genannt —, so reichlich zugeflossen, dass den einzelnen Moscheen grosse Güter und ganze Landstrecken zu eigen gehörten, zu deren Unterhaltung und Ausbeutung die Kirche zahlreiche Beamten im Dienste hatte. Namentlich die Tlemcener Moscheen und Zaujas wurden durch die freigebigen, frommen Könige von Tlemcen reichlich bedacht und hatten sich so enormer Einkünfte zu erfreuen, dass sie grosse Summen auf die innere und theilweise äussere Ausschmückung zu verwenden im Stande gewesen sind. So besitzt denn heute noch Tlemcen monumentale Moscheen, wie keine andere Stadt in Algerien, welche alle aus der Glanzzeit des einst mächtigen Königreichs herrühren. Einige von ihnen wurden schon damals von der ganzen muselmännischen Welt als Wunder von Schönheit und Pracht gerühmt, und die Namen der Weisen, welche in ihren Hallen gelehrt haben, nennt noch heute der fromme Muselmann mit höchster Verehrung.

Wir beginnen unsern Rundgang mit der grossen Moschee, an welcher wir auf unseren Wanderungen durch die Stadt zu wiederholten Malen vorübergegangen sind. Acht Thore geben Zutritt zu dem Inneren, das unserer vollsten Bewunderung würdig ist. Ein Wald von Säulen des edelsten Marmors erfüllt den mächtigen Raum, welchen gedämpftes, durch die kleinen Fenster in der Kuppel des Mehrab hereinfallendes Licht erhellt. Die „grosse“ Moschee führt ihren Namen mit Recht, denn sie umschliesst einen Raum von mehr als 3000 Quadratmetern; das an der Südseite gelegene Hauptschiff wird von sechs Reihen spitzbogiger Arcaden, welche auf 62 Säulen ruhen, in seiner ganzen Länge von fünfzig Metern durchschnitten. Inmitten des mit Platten von translucidem Onixmarmor gepflasterten Hofraums (oder Atrium's) rauscht in schön geformtem Becken desselben Marmors eine kühle Quelle. Auf zwei Seiten wird dieses Atrium von dreifacher Arcadenreihe umschlossen, welche, gewissermassen ein Deambulatorium bildend, dasselbe mit dem Hauptschiffe verbindet. In dem Mehrab, der Kuppel der Moschee, ist wieder jene Verschwendung der herrlichsten Arabesken vorherrschend, von welcher sich nur derjenige einen richtigen Begriff zu machen vermag, der selbst schon, sprachlos vor Bewunderung, es versucht hat, diesen tausendfach verschlungenen Zeichnungen, welche, bald Ornamente und geometrische Figuren, bald Sträusse von Blumen darstellend, zum harmonischen Ganzen verfliessen, im Geiste zu folgen. Wir haben früher einmal den Arabeskenschmuck ein versteinertes Spitzengewebe genannt, unter der Kuppel der grossen Moschee traf dieser Vergleich nicht mehr zu, denn unter dem durchsichtigen, obersten Gewebe blickte ein zweites Spitzengewebe hervor

und dieser immer noch leichte Schleier gewährte freien Durchblick auf weitere, tiefer zurückliegende Schichten zarter Arabesken. Der Erbauer dieser Moschee ist Ali, der Sohn jenes Jussuf ben Taschfin, den wir schon oben zu nennen Gelegenheit gehabt haben. Dieselbe stammt also aus dem Anfange des 12. Jahrhunderts. Das auf der Nordseite sich erhebende Minaret zeichnet sich durch keine besondere Ornamentation aus; der viereckige, aus gebrannten Steinen aufgeführte Bau, dessen Seitenflächen mit Mosaikverkleidung und mit wenigen Marmorsäulen geschmückt sind, lässt in seiner Nüchternheit kalt. Der hundert Fuss hohe Thurm wird auf 130 Stufen erstiegen. Von Interesse ist das Minaret darum, weil es auf Befehl des Königs Jag Morhassen ben Zeyan, des ersten unabhängigen Herrschers von Tlemcen erbaut wurde, also gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts unserer Aera. Er selbst soll in dieser Moschee ruhen, von den Gläubigen wird ein durch nichts kenntlich gemachter Ort in derselben als seine Grabstätte bezeichnet. Der riesige, aus Cedernholz geschnitzte und mit Kupferverzierungen ausgelegte Kronleuchter, welcher, 8 Meter im Umkreise messend, mit kupfernen Ketten an der Decke der Moschee aufgehängt ist, soll ebenfalls eine fromme Stiftung des ersten Königs sein. Um die grosse Moschee besichtigen zu dürfen, musste ich zuvor die Erlaubniss des Bürgermeisters von Tlemcen einholen; diese Vorsichtsmassregel war durch das wenig lobenswerthe Auftreten etlicher Engländer, welche durch Störung der muselmännischen Andacht kurz vor meinem Besuche in einen Conflict mit den Moslems gerathen waren, veranlasst worden.

Neben der grossen Moschee ist eine kleine Grabcapelle gelegen; durch Thüre und Fenster, welche sich auf die

enge Strasse öffnen, sieht man fromme Beter und Beterinnen an einem Sarkophage aus Cedernholz knieen, auf welchen Fahnen mit den Farben des Islam herabwehen. Hier ruht Sidi Ahmed Bel Hassen aus der Berbertribus der Romara; er war in seinem Leben ein frommer und gerechter Mann, der in beschaulicher Zurückgezogenheit die Tage dem Nachdenken widmete und die Nächte mit inbrünstigem Gebete in der grossen Moschee ausfüllte. Als man ihn daselbst in betender Stellung entschlafen fand, hielt man das für ein besonderes Zeichen göttlicher Liebe für den frommen Einsiedler. Man beerdigte ihn neben der Moschee und die Bedrückten suchen und finden Trost an seinem Grabe. Auf eine Tafel aus Cedernholz ist, umgeben von einem Kranze von Rosen, ein poetischer Nachruf eingegraben, der in der Uebersetzung also lautet:

„Des Heiligthums Tugend ergiesset sich.
Gleichwie des Morgenroths rosiges Licht,
Oder wie der Sterne ew'ges Glühn
Ueber der Sterblichen Leid und Mühn.
Aber heilen wird sie dieses Mächtigen Kraft,
Der die Sonne des Adels, der Wissenschaft:
Ahmed.“

Unter den Häusern, welche den freien Platz vor der grossen Moschee begrenzen, steht ein Gebäude von einfachem, bescheidenen Aeussern; ein an seiner Seite aufsteigendes Minaret bezeichnet es als eine Moschee. Das Minaret ist von der Zeit, die darüber hingezogen, geschwärzt, aber durch seine gefällige Form und seinen Mosaikschmuck zieht es doch unsere Aufmerksamkeit auf sich. Lässt man sich vom Eintritte durch das unscheinbare Aeussere der kleinen Moschee nicht abhalten, so wird man für die Mühe, einige wenige Schritte gethan zu haben, reichlich belohnt; der

Contrast des schmucklosen Aeusseren mit der im Innern herrschenden Kunst ist ein so gewaltiger, dass man glauben könnte, in diesem hätten gütige Feenhände gewaltet, während jenes durch menschliche Arbeit entstanden sei. Neben der grossen Moschee gebührt vor Allem dieser kleinen Moschee des Abul Hassen oder Bel Hassen der ehrende Name eines vollendeten Kunstwerkes; die grosse Moschee ergreift unseren Sinn durch die riesigen Dimensionen, das Auge schweift über all' diese Pracht hin, immer Neues entdeckend, und ist jedes Detail des grossen Baues dem Geiste eingeprägt, so zieht dieser das Endergebniss, dass er ein Kunstwerk besten Stils bewundere; gerade umgekehrt bei der kleinen Mesdsched des Bel Hassen: hier vermögen wir durch einen einzigen Blick auf das Ganze uns sofort davon zu überzeugen, dass sich damit die orientalische Baukunst ein Denkmal errichtet hat, viel bescheidener in den Raumverhältnissen, als die grosse Moschee, aber an künstlerischem Werthe dieser zum Mindesten gleichstehend. Zwei Reihen von Säulen aus reinstem, durchsichtigen Onyx-Marmor theilen den viereckigen, beinahe gleichseitigen Raum in drei Schiffe; die Wände sind bedeckt mit prachtvollen Arabesken, welche in tausend und abertausend verschiedenen Zeichnungen in einander verfliessen und dabei doch den strengen Gesetzen der Harmonie und Symmetrie genügen. Auch der Mehrab wird von ihnen überzogen und durch diese Wunder der arabischen Architectur schlingen sich auf schmalen Bändern Sprüche des Koran in erhabenen Lettern, Meisterwerke orientalischer Kalligraphie. Die Decke aus geschnitztem Cedernholze ist unversehrt erhalten; in manchen Vertiefungen sind noch Spuren von Malerei bemerkbar. Das Licht fällt durch zwölf Fenster, welche mehr breit

als hoch, schon allein unsere vollste Bewunderung für sich in Anspruch nehmen dürfen: eines Künstlers Hand hat hier den Meisel geführt und aus hartem Marmor ein Gewebe geformt, zart und fein wie Stickerei. Durchsichtig ausgehauene Sterne werden von den graziösesten Ornamenten umrahmt, durch sie dringt die Helle des Tags und der dunkelblaue Himmel erscheint als die Unterlage des kunstvollen Gewebes. Elfenhände scheinen das luftige Gebilde aus der Welt des Zaubers und der Mährchen hierher getragen zu haben.

Bel Hassen aus Ténès, ein hochberühmter Rechtsgelehrter seiner Zeit, hat am Ende des dreizehnten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung in dieser Moschee zahlreiche Schüler in seiner Wissenschaft unterwiesen; ihm zu Ehren trägt sie seinen Namen.

Auch heute noch befindet sich in der herrlichen Moschee eine Schule; aber o tempora, o mores, wie tief ist sie gesunken! Auf der rechten Seite unterrichtet ein französischer Schulmeister seine Jungen in den Anfangsgründen der gallischen Sprache; und in demselben Raume, ihm gegenüber, ohne andere Scheidewand, als die zierlichen Säulen aus Onyx-Marmor, hat ein arabischer Professor seinen Lehrstuhl aufgeschlagen, das heisst, der würdige Herr sitzt mit untergeschlagenen Beinen in einer Nische und um ihn, im enggezogenen Halbkreise, kauern in buntem Durcheinander seine strebsamen Schüler auf blosser Erde, kleine Muselmännchen mit rothem Fez, kurzen Pumphöschen und niedlichen Jäckchen. Als ich eintrat, liess der französische Schullehrer seine europäischen Knaben eben conjugiren und decliniren, während die arabischen Schulbuben die Hieroglyphen ihrer Muttersprache zu entziffern, sich ab-

mühten; jeder von ihnen hielt ein grosses Lesebuch mit riesig gedruckten Vocabeln in Händen und ein jeder von ihnen las mit lauter Stimme, ohne Rücksicht auf den andern; und wenn eine Seite glücklich zu Ende buchstabirt war, wurde wiederum von Neuem begonnen. Andere, die schon weiter vorgerückt waren, bestrebten sich unterdessen, mit leichtem Rohre auf dickem Pergamente arabische Buchstaben nachzumalen. Der arabische Professor schwang fleissig eine lange Ruthe, die Nachlässigen zum Eifer, die Strebsamen zu noch emsigerer Arbeit antreibend. Es war ein Heidenlärm, wie er auf polnischem Reichstage nicht grösser gewesen sein mochte.

Wer sich an der herrlichen Rundsicht erfreut, welche von der Terrasse der Rue Bellevue aus den Beschauer entzückt, lässt gerne das Auge auf dem lieblichen Bilde zu seinen Füssen verweilen: Auf halber Höhe des ziemlich schroff abfallenden Hügels inmitten weniger alter Gräber erhebt sich eine Kubba von uraltem Aussehen; die verwitterten Steine hat eine Moosdecke überzogen und in den vielfachen Fugen und Ritzen hat sich buschiges Haidekraut eingenistet. Das alte Gemäuer ist kaum im Stande, die morsche Kuppel zu stützen; durch die ausgebrochenen Fenster und Thore vermag man das Innere sonder Mühe zu überblicken, das, schmucklos und zerfallen, wie die äussere Hülle, nichts birgt, als einen prunklosen Grabstein. Und doch scheint der Todte, der darunter ruht, nicht vergessen zu sein, denn auf den alten Denkstein hat eine fromme Hand einen Strauss blühender Rosen gelegt und daneben knieen in andächtigem Gebete Männer und Frauen. Weiter unten, seitwärts von diesem Grabhügel, da wo der Abhang in sanfterer Abdachung zur prangenden Ebene sich

hinabsenkt. welche der Sikkakh und der Safsaf mit silberner Welle durcheilen, überragt eine weisse Moschee etliche Einsturz drohende, niedere Häuser, deren Mauern vom Alter geschwärzt sind; ein schlankes Minaret grüsst hinaus in die Lande, mit buntfarbigem Mosaik bekleidet erglänzt es blendend im Sonnenschein. Die fernen Höhenzüge im Norden, durch deren Einsenkungen das Meer sichtbar ist, umsäumen das liebliche Bild.

Diese Moschee ist dem Gedächtnisse des weisen Mannes geweiht, der schon seit vielen Jahrhunderten in jenem zerfallenen, bescheidenen Grabe ruht. Die Schrift auf demselben ist kaum mehr zu entziffern, aber sein Name ist in das Herz eines jeden frommen Muselmanns gegraben und sein Andenken lebt fort, frisch und blühend, wie die Rosen, welche die Verehrung auf das Grab streut des Sidi el Halui. — Abu Abd Allah esch Schudi, der einzige Sohn einer reichen und hoch angesehenen, arabischen Familie lebte im 13. Jahrhundert zu Sevilla. Von frühester Jugend an war er jeglichem irdischen Vergnügen und weltlichen Gelüste abhold und vertiefte sich in die Ergründung der Wissenschaft des Korans. Bald hatte er seine vorzüglichsten Lehrmeister überflügelt und das Ziel erreicht, welches er sich gesetzt hatte. Den Koran wusste er auswendig und in die Tiefen menschlicher Weisheit war er eingedrungen. Da warf er alles hinter sich, was er sein eigen genannt hatte: Glanz, Name und Reichthum. Er vertheilte seine Habe unter die Armen, vertauschte die seidenen Gewänder mit schmutzigen Lumpen, nahm den Wanderstab und verliess als Bettler seine Vaterstadt und die Gefilde Andalusiens. Er gab es Allah anheim, ihm den Weg zu weisen, den er wandeln sollte; nach mühe-

voller Wanderung stand er vor den Thoren von Tlemcen. Da begegnete ihm ein armer Zuckerbäcker, der ihm klagend sein Herz ausschüttete, dass er seit mehreren Tagen nichts verkauft habe. Abd Allah zog den letzten Dukaten aus der Tasche und erhielt dafür des Zuckerbäckers ganzen, ärmseligen Kram; singend und tanzend trieb er sich in den Strassen und auf den Plätzen der Stadt nun herum und geberdete sich wie ein Verrückter, so dass das lange schmale Brett, auf dem sein Kuchenvorrath lag, schwankte und jeden Augenblick zu fallen drohte. Die Kinder sprangen ihm nach, er schenkte ihnen von seinen süssen Kuchen, deren es doch nicht weniger wurden und die besser mundeten, als alle anderen, welche sie je zuvor gekostet hatten; die Kinder sangen, sprangen und tanzten mit ihm und bald war Baba el Halui, „das Kuchenväterchen" der Freund der ganzen kleinen Welt. Aber auch die Erwachsenen liefen ihm nach, um seinem tollen Gebahren und Treiben zuzuschauen und seine närrischen Erzählungen und Gesänge, welche die Kleinen entzückten, anzuhören. Aber wenn die Menschen dichteren Kreis um ihn gezogen hatten und die Zahl der Zuhörer gewachsen war, dann setzte das Kuchenväterchen sein Brett mit den Kuchen auf die Erde nieder, und sang andere Weisen und erzählte andere Geschichten. Er sprach über die schwersten und dunkelsten Fragen des Korans, über die erhabensten Dinge in den Wissenschaften; seine Beredtsamkeit bezauberte die Menge und sein Wissen setzte sie in grenzenloses Erstaunen. Täglich spielte er zuerst den Narren, um dann vor dem lauschenden Volke die Schätze seiner Weisheit glänzen zu lassen; bald sammelten sich Schüler um ihn, welche seinen Namen als den eines Eingeweihten priesen und ihn baten, ihm nachfolgen

und mit ihm leben zu dürfen; die Menge betete den Narren an, weil Gott so Mächtiges in ihm vollbracht habe und sein Name wurde gepriesen als der eines Uali, eines Heiligen. Da sah sich Abdallah, dem der Beiname El Halui blieb, am Ziele seiner Wünsche; er tauschte seinen ganzen Kuchenkram gegen ein grosses Stück Brod ein, welches er dem nächsten ihm begegnenden Bettler reichte und lebte der Wissenschaft und seinen Schülern. Bis in die fernsten Lande drang der Ruhm seiner Weisheit, der Sultan vertraute ihm die Erziehung seiner Söhne an und das Volk fiel vor ihm nieder, um den Saum seines Gewandes zu küssen.

Die dem Sidi el Halui zu Ehren errichtete Moschee muss wiederum als Kunstwerk ersten Ranges genannt werden. Mehrere Stufen führen zu einem monumentalen Portale empor, das in Gestalt einer byzantinischen Arcade erbaut ist; die reiche, mit bunten Farben emaillirte Arabeskenverkleidung leuchtet weithin sichtbar, wenn sie von den Strahlen der Sonne getroffen wird. Im Vorhofe neigt sich über die Cisterne ein blühender Rosenstock; der innere Raum wird durch mehrere Reihen von Arcaden getheilt, welch' letztere auf Säulen von rosigschimmerndem, durchsichtigen Onyx-Marmor ruhen. Die aus geschnitztem Cedernholze ausgeführte Verkleidung der Decke hat wenig gelitten, während an dem prachtvollen Arabeskenschmucke der Seitenwände die Jahrhunderte und mehr noch die Menschenhände bedenklichen Schaden angerichtet haben; dick aufgetragener Kalkanstrich hat einen grossen Theil der Arabeskenverzierungen auf den Arcaden überzogen. — Die auf den Aussenwänden des Minarets angebrachten Ornamente, Lilien und Kleeblätter darstellend, sowie die buntfarbigen Mosaikver-

zierungen in Blumengestalt bekunden feinsten Geschmack und sind mit vieler Kunst ausgeführt.

Diese drei Moscheen, mit welchen wir uns hier eingehender beschäftigt haben, stehen als architectonische Kunstwerke aus der Blüthezeit arabischer Cultur allen anderen in Tlemcen weit voran. Von den sechszig Moscheen, welche einst dem religiösen Bedürfnisse der zahlreichen Einwohner der alten Stadt kaum genügt hatten, hat sich eine grosse Anzahl bis auf unsere Tage erhalten, allein durch den Werth alter schöner Architectur zeichnet sich keine weiter aus. Geschichtliche oder culturhistorische Reminiscenz veranlasst vielleicht den Mann von Fach, die eine oder die andere derselben aufzusuchen, an welche sich manche dem Orientalisten wohlbekannte Namen knüpfen, wie die Moschee, in welcher einst der hochgelehrte Sidi es Senussi sein tägliches Gebet verrichtet hat, ein vielgeflicktes unscheinbares Gebäude, an der kleinen Gasse „Derb el Messaffa“ gelegen; die Ornamente des Minarets an seiner Seite sind wie die gebrannten Steine, aus denen es aufgeführt ist, vergilbt; ein anderes Minaret, das weiter zurücksteht, gehört zu der Moschee des Sidi el Benna, des Astrologen und Alchymisten.

Auch der Künstler, welcher sich nach Tlemcen verirrt, wird manches reizende Motiv für sein Skizzenbuch finden, wenn er jenen abgelegeneren arabischen Bethäusern, welche weniger durch innere Schönheit glänzen, seine Aufmerksamkeit und Zeit zuwendet.

Die Tlemcener haben nicht blos den heiligen, weisen Männern, welche in ihren Mauern lebten und wirkten, Denkmäler errichtet in den diesen geweihten Moscheen, auch

ihren „weissen Frauen", welche seit uralter Zeit unsichtbar in der Stadt wandeln und geheimnissvoll walten, wollten sie sich dankbar erweisen, indem sie denselben Moscheen erbauten. Manchmal in dunkler Nacht, wenn das blasse Licht des Mondes die engen, düsteren Gassen des Stadttheils „El Korran" nur spärlich erleuchtet, kann man einen gespenstigen Schatten den Häusern entlang dahinhuschen sehen; die Umrisse einer weissen, verhüllten Gestalt heben sich von den dunkeln Wänden ab; lautlos schwebt sie dahin, die niedrigen Thüren der Häuser öffnen sich ohne Geräusch vor ihr, nur kurze Zeit verweilt sie im Innern bei den Menschen, die sie dann nicht zu sehen vermögen. Seida Reriba ist's, die beschützende Fee des Quartiers El Korran, die unsichtbar den Menschen naht, Glück verheissend oder Unglück verkündend. Wenn am traulichen Herdfeuer die Familie zusammensitzt und plötzlich helles Lachen ertönt aus unsichtbarem Munde, dann hat sich Seida Reriba im Kreise niedergelassen und sicheres Glück ins Haus getragen; aber wo in heiterer Mitte trauriger Klageruf oder wehmüthiger Seufzer in heiteres Lachen sich mischt, da verstummt die Freude und es erblassen die Frohen, denn Seida Reriba hat vor drohendem Unheile gewarnt: es schleicht der Mörder in die Stube oder die Flamme züngelt am Dache oder der Feind steht am Thore der Stadt! Niemals belügt die Heilige ein Ohr, das sich vertrauensvoll ihr zuneigt; drum ist sie hoch verehrt in dem Viertel. Ueber das Grab, welches die sterbliche Hülle der mächtigen Frau umschloss, hatten die Einwohner von El Korran eine Moschee erbauen lassen, denn vor alter, grauer Zeit soll sie gelebt und schon damals Wunder vollbracht haben. Der neue Festungs-Wall hat das Gebäude

verdrängt, aber dennoch blieb Seida den Einwohnern von El Korran getreu.

Auch das ehemalige Quartier der Bogenschützen wird von einer weissen Dame beschützt: der Lalla Er Ruya. Die alte Moschee über ihrem Grabe mit dem von Sturm und Wetter zerrissenen Minaret scheint nur durch die Wunder übende Kraft der Heiligen aufrecht stehen zu bleiben. Weinende, trostlose Mütter suchen Hülfe an ihrem Grabe, wenn der Dschenun, der fürchterliche, mit Convulsionen verbundene Keuchhusten, die Kleinen zu Hause zu ersticken droht. In heissem Flehen ringen dann die Aermsten die Hände und beschwören die heilige Lalla Er Ruya, mit ihnen heimzugehen in die Hütte, in welche der schreckliche Tod einzukehren droht; denn sicher gesundet das todtkranke Kind, wenn es von den Fingern der Mächtigen berührt wird. Sie schöpfen aus der alten Cisterne im Hofe, deren Wasser sicherer Heiltrank ist und die Genesung befördert.

Capitel XI.

Ein Ausflug nach El Oebbad, der Stadt des Sidi Bumedin.

Mokbara, die Todtenstadt. Das Grab des Senussi. Zekri der Weber. El Oebbad. Ein Wort über die Fatalitätslehre und die mystische Richtung im Islam. Sidi Bumedin und seine Geschichte. Mausoleum, Moschee und Medersa des Bumedin. Ibn Khaldun, der Geschichtschreiber. Die Wasserfälle des Saf-Saf.

Im Süden von Tlemcen liegt die alte mohammedanische Todtenstadt „Mokbara“; kaum hat man wenige Schritte vor das südliche Thor gethan, so vermag man die weite

Nekropolis zu übersehen. Der Weg nach El Oebbad führt mitten durch das Trümmerfeld; zahllose Leichensteine bunt durch einander gewürfelt, gebrochene Säulen, geborstene Mauern, hie und da eine Kubba, kaum eine Blume auf dem zertretenen Rasen und nur spärliche Bäume. Oede und todt ist diese Stätte des Todes und die verhüllten Frauengestalten, welche zwischen den Gräbern wandeln oder regungslos auf den Steinen sich niedergelassen haben, scheinen Lemuren, der unterirdischen Behausung entstiegen. Mancher königliche Held, der einst zu Tlemcen's Ehre das Schwert gezogen, ruht hier unter eingestürztem Denkmale, das seinen Namen der Nachwelt überliefern sollte und dessen Trümmer ihn nun verbergen; und mancher schmucklose Stein trägt vielberühmten Namen. Ueber das bescheidene Grab des Zekri, der der grösste Rechtsgelehrte war seiner Zeit und ein Meister in Logik und Rhetorik, neigen zwei Trauerweiden ihre Zweige; unweit von ihm, auf kleiner Anhöhe, befindet sich das Grab seines älteren Freundes, des Mohammed es Senussi, in einer Capelle, welche mit Fahnen und Weihgeschenken geschmückt ist. Senussi hat mit 19 Jahren sein erstes Buch geschrieben, welches ihm den Neid der ältesten Gelehrten zugezogen haben soll, und hat über 40 Werke hinterlassen; in Mathematik, Astronomie, Grammatik, Logik und Medizin war er wohl bewandert, am meisten aber liebte er Unterhaltung über schwierige religiöse Fragen. Sidi Zekri, sein jüngerer Freund, zeichnete sich aus durch glänzende Beredtsamkeit und sein tiefes religiöses Wissen. Zekri sollte auf Wunsch seiner armen Eltern das Weberhandwerk erlernen; in freien Mussestunden las er die Bücher grosser Meister und wenn er am Webstuhle sitzend den Haik wob, und emsig der

Arbeit oblag, suchte er sich die Zeit mit Singen zu verkürzen. Die herrliche Stimme des Jünglings und noch mehr der Inhalt seiner Lieder fiel einem gegenüberwohnenden Professor auf, der ihm vorschlug, er wolle ihn in den Wissenschaften unterrichten, damit er seine Lieder singen könne im Dienste Allahs. Zekri nahm dies an und vertiefte sich in das Studium der Theologie. Eines Tags befahl der König von Tlemcen den grössten Gelehrten der Stadt, sich in der Medersa des Bumedin zu versammeln, um in wissenschaftlichem Turniere sich zu messen, hohen Preis dem Sieger verheissend. Er selbst mit seinem ganzen Hofstaate erschien und Kopf an Kopf stand die Menge, um dem seltsamen Kampfe beizuwohnen. Alle Meister der Wissenschaften hatten sich eingefunden und sich über die schwierigsten Fragen den Fehdehandschuh hingeworfen. Manch treffliches Wort war gesprochen worden, die Sonne sank, aber keinen vermochten die Preisrichter als einzigen Sieger über die anderen zu bezeichnen, — da theilte mit kräftigen Armen ein Mann von hohem Wuchse die Menge, trat kühn in den Kreis vor den Fürsten und begann mit mächtiger, weithin vernehmbarer Stimme das Lob des Allmächtigen zu verkünden; lautlos folgte die Menge den beredten Worten des Unbekannten, entzückt haftete auf ihm des Königs Auge und rauschender, nicht enden wollender Jubel lohnte ihn, nachdem er geendet und gesprochen, wie Keiner vor ihm. Der König beschied ihn zu sich, um ihm die Palme zu reichen, da nahm der bescheidene Zekri seinen alten, ergrauten Lehrer bei der Hand und auf ihn deutend, bat er den König, diesen zu belohnen als seinen Meister, der ihn alles das gelehrt. Bewegt frug der Fürst, wer des Zekri Vater; da antwortete

für ihn der Lehrer. „Er ist der Sohn seiner Werke.“ Der König ernannte ihn zum Imam der grossen Moschee und in dieser hat er bis zu seinem Lebensende viele Schüler in Theologie und Beredtsamkeit unterrichtet.

Zekri hat viele Werke hinterlassen, allein sie sind vergessen worden, wie sein Grabstein, welcher erst in jüngster Zeit vom Schutte der Jahrhunderte befreit worden ist. Des Senussi Bücher aber gelten noch heute als unübertroffene Meisterwerke und seine Abhandlungen, die er über religiöse Dogmen geschrieben hat, werden noch jetzt von den Jüngern muselmännischer Gottesgelahrtheit eifrig gelesen. So mancher Held, so mancher Mann hat in der Mokbara seine letzte, stille Behausung gefunden; wir würden die Grenzen, welche wir uns in vorliegender Arbeit gezogen haben, überschreiten, wollten wir alle die Namen nennen, an welche sich so vielfache und der Ueberlieferung würdige Erinnerungen anknüpfen. Brosselard, ein hochgestellter Beamter in der französischen Verwaltung, hat während seines langjährigen Aufenthalts in Tlemcen die Mühe und Arbeit nicht gescheut, die zahlreichen Inschriften auf der Mokbara und in den Moscheen zu sammeln; nach sorgfältiger Sichtung hat er im Rahmen geschichtlicher Darstellung und Erörterung das Resultat seiner eingehenden Forschungen über „les Inscriptions de Tlemcen“ in die Oeffentlichkeit gebracht; dies interessante Werk hat uns in vielfacher Hinsicht belehrt und gefördert.

Wo der Pfad, dem wir durch die Todtenstadt gefolgt sind, aus dieser heraustritt, steigt er plötzlich jäh und steil an der Bergwand auf, an der in malerischer Lage El Oebbad hängt; wir lassen die einsame, schaurige Mokbara mit ihren Trümmern und Gräbern hinter uns; wir erklimmen

den felsigen Pfad, noch wenige Schritte vorwärts und freundlichere Bilder entrollen sich vor unseren Blicken: prangende Gärten steigen terrassenartig am Abhange des Berges auf, aus grünen Fluthen duftiger Haine tauchen die weissen Häuser von El Oebbad auf, murmelnde, krystallklare Bächlein stürzen zu Thal im Schatten der Oliven, Feigen- und Granatenbäume; von Zweig zu Zweig, von Baum zu Baum haben Lianen ein blumenreiches Netz gespannt, an vielästigen Wurzeln schlingt sich der Epheu empor und die wilde Rebe umrankt mit rothglühendem Blattwerk die schlanke Palme. Hier kraftvolles Leben, fröhliches Gedeihen, das die gütige Natur hervorgezaubert hat in üppigster Verschwendung, zu unseren Füssen dort unten die öde düstre Todtenstadt, — welch greller Contrast!

Die Geschichte von Tlemcen ist auch die Geschichte von El Oebbad; so lange Tlemcen als mächtige Königsstadt den Maghreb beherrschte, hatte sich auch El Oebbad, die nachbarliche Stadt, grossen Glanzes zu erfreuen. Als aber die gewaltige Beschützerin fiel, da sank mit ihr El Oebbad in den Staub. Sicherlich wäre bald gänzliche Vergessenheit das Schicksal dieser Stadt gewesen, welche sich uralten, religiösen Adels zu rühmen hatte, wenn sie nicht seit dem 6. Jahrhunderte der Hedschra in ihren Mauern das Grab des von der ganzen muselmännischen Welt hoch verehrten und vergötterten Marabuts Sidi Bu Medin el Ruti bergen würde, welchem seit Jahrhunderten aus allen Gauen mohammedanischen Glaubens fromme Pilger von Nah und Fern zuwallen. Steht doch der heilige Mann in der hehren Geisterwelt neben dem Throne Allahs und kömmt er doch in der himmlischen Rangliste gleich nach den sieben Propheten. Kein Wunder also, dass die

Verehrung der Nachwelt monumentale Bauten auf sein Grab gethürmt hat, welche durch ihre wundervolle Ausschmückung und Vollendung selbst der Alhambra zur Seite gestellt werden können. Spurlos ist die Zeit von mehr als fünf Jahrhunderten über sie hinweggezogen, als hätte sich eines Mächtigeren schirmende Hand zur Abwehr jeder feindlichen Berührung zwischen diese herrlichen Denkmäler edelster Kunst gelegt und alle die Ereignisse, welche im Laufe von Jahrhunderten das Reich zu ihren Füssen erschüttert und vernichtet haben: majestätisch thront des Bumedin Moschee auf hohem, blüthenumdufteten Throne und blickt stolz hinaus in die Lande, im Bewusstsein, dass sie den Menschen getrotzt und den Zeiten. Und die Gegenwart, als wolle sie Anerkennung zollen der veränderten Sachlage, bestrebt sich, den Namen von El Oebbad zu vergessen, und nennt heute die zur Kleinheit herabgesunkene Stadt mit dem Namen des Heiligen, dessen Ruhm das ragende Minaret verkündet: Bumedin.

Mohammed, der grosse Prophet, wollte nicht geehrt sein als Wunderthäter, sondern als Verkündiger des Korans; während der eine, aber kleinere Theil seiner Jünger ihn als Schöpfer dieses Buchs der Bücher verehrte, vermochte die grosse Menge dieser nüchternen Auffassung sich nicht anzuschliessen und in dem Masse, wie die Macht Mohammeds und der von ihm begründeten Religion wuchs, schmückte sie sein abenteuerliches Leben mit einem bunten Kranze von Wundergeschichten aus. Allmählich hat diese letztere, mystische Anschauung auch ihre wissenschaftlichen Vertreter und Vorkämpfer gefunden, welche, anknüpfend an den Grundgedanken des Korans, dass ein allleitender Gott das Grösste wie das Kleinste im menschlichen Leben ordne

und regiere und dass seine waltende Hand ihn auch im Tode nicht verlasse, die Lehre von der Fatalität weiter entwickelt haben. Diese Lehrer der Fatalität, zu welcher Mohammed selbst den ersten Keim im Koran niedergelegt hatte, entwickelten dieselbe folgendermassen vor ihren andächtigen Zuhörern: Der Mensch ist ein Spielball in der Hand des Allmächtigen, der das Schicksalsbuch des Sterblichen hält und darnach sein Leben lenkt, wie es vorgeschrieben steht in seinem Register. Wer sich dagegen auflehnen wollte in vermessenem Beginnen und mit eigener Thatkraft sich den Lebenspfad zu ziehen gedächte, der hat ein stolzes Gebäude auf flüchtigen Sand gebaut, der nächste Windstoss wird es spurlos verwischen und vertilgen; denn keine Vernunft, keine Einsicht, kein Wissen und keine That ist denkbar ohne den Willen desjenigen, der die Lebensfäden aller Creaturen in Händen hält. Tiefes Dunkel verhüllt der Sterblichen Schicksal, blind geht der Mensch seinem Glücke entgegen, oder seinem Verderben, wie es bestimmt ist in Gottes Rathschlusse; aber der alles Leitende schafft auch Sehende, und wen sein Finger berührt, der ist begnadet, in dem Buche des Schicksals zu lesen und den göttlichen Rathschluss zu durchdringen; er ist ein Erwählter, Eingeweihter. Durch ihn offenbart sich Gott der Menge. Der erwählte Mann aber wird erkannt an den Wundern, die zu wirken, ihm die Macht verliehen ist: Durch seine Fürbitte fällt der Regen vom Himmel und durch den Segen seiner Füsse spriessen die Pflanzen und blühen die Blumen; unsichtbar vermag er die Lüfte zu durchmessen und ohne Spuren zu hinterlassen, schreitet er über die Erde. Um aber dieser Erleuchtung sich würdig zu machen, muss der, welcher diese „wahre Wissenschaft“ sucht, sich aller der

Vorzüge entkleiden, die ihn bis zu diesem Tage zum Menschen gemacht haben: er muss sich und seine bessere Einsicht verleugnen, auf eigenes Streben und eigene Thatkraft verzichten und seine Seele abstumpfen; in mönchischer Abgeschiedenheit soll er leben und in beschaulicher Betrachtung sich von seinem Ideale, dem allleitenden Gotte, durchdringen lassen. Dieser Lehre sind Jünger in grosser Masse zugeströmt, sie haben sich zu geistlichen Orden vereinigt mit festbestimmten Satzungen, deren wesentlichste Bestimmungen sind: Blinder Gehorsam den Befehlen der Oberen, völlige Hingebung der Sache und Geheimhaltung aller Formeln und Vorschriften. Da Männer von äusserster Energie über der Wahrung derselben wachten, ist es ihnen nicht allzuschwer gefallen, die orthodoxe Richtung im Islam zu überflügeln und ihre Lehre zur herrschenden Religion zu erheben. Unter dem Namen der Khuan oder Fakire überschwemmen ihre Jünger die Staaten mohammedanischen Glaubens; an der Spitze der Ordensgesellschaften selbst stehen die Uali's und Marabute, die als Regierer der Welt die Ueberlieferungen bewahren sollen, welche ihnen Mohammed als Vermächtniss verlassen hat; sie führen die Gläubigen zum heiligen Kriege und verleihen sicheren Sieg. Ueber dem Marabut steht auf der mystischen Leiter der Kotb, das heisst „der Pol"; ihm wird die Kraft zugeschrieben, den Odem des Lebens in jedes Wesen zu giessen, es sei hoch oder niedrig. Auf der obersten Stufe dieser Leiter aber steht der Ruts, dem Allah den grössten Talisman geschenkt hat, denn er ist die letzte Zuflucht der Betrübten: der „Heiland." Und Bumedin, mit welchem wir uns in diesem Kapitel kurz zu beschäftigen haben, ist ein Marabut, ein Uali, ein Kotb und ein Ruts zugleich ge-

wesen; wenn in seiner Lebensgeschichte Wunder an Wunder sich reihen, so ist dieses mit dem oben Gesagten zur Genüge erklärt.

Choaib ibn Hossein el Andalossi, genannt Abu Median oder Bumedin, ist im Jahre 1126 zu Sevilla unter der Regierung des Ali ibn Jussuf ibn Taschfin, Königs von Tlemcen, geboren. Er sollte, dem Wunsche seiner Eltern zufolge, wie sein älterer Bruder, sich dem Kriegerstande einreihen; allein schon als Jüngling zog er scharfe, schneidige Abhandlungen über religiöse Fragen der Schärfe des Schwerts vor. Er hatte darum von den Seinigen viel zu leiden. Einmal, als ihn sein älterer Bruder wieder über den verbotenen Büchern betraf, zückte dieser das Schwert gegen ihn, es brach aber in tausend Stücke, als es des Bumedin Brust berührte. Dies Ereigniss gab den Ausschlag und fortan wurde er in seinem eifrigen Studium nicht mehr behelligt. Nachdem er in Sevilla die Schulen besucht, in Fez die Vorlesungen berühmter Erklärer des Korans und der Hadit gehört und von einem alten, als Einsiedler lebenden Uali, der ihn blind und sehend gemacht hatte, in die Mysterien eingeweiht worden war, schloss er sich einer Karawane an, welche nach Tlemcen zog. Die Karawane bat um Gastfreundschaft, allein die Tlemcener bedauerten, dieselbe nicht gewähren zu können, da die Stadt in Voraussicht grosser Feste überfüllt sei; als Wahrzeichen dessen brachten sie ein Gefäss herbei, welches bis zum Rande mit Milch gefüllt war. „Wie in dies Gefäss kein einziger Tropfen mehr gegossen werden kann, ohne dass es zum Ueberlaufen gebracht werden würde,“ sagten sie, „also ist die Stadt überfüllt und nicht Raum mehr für einen einzigen Menschen, geschweige denn für eine ganze Karawane.“ Da

holte Bumedin, welcher sich seither bescheiden im Hintergrunde gehalten hatte, vortretend, aus den Falten seines Burnus, eine blühende Rose hervor, wiewohl es gar nicht die Zeit der Rosen war, und warf sie mit geschickter Hand in das mit Milch gefüllte Gefäss, ohne dass auch nur ein einziger Tropfen aus demselben sich ergoss. Die Menge brach in Jubel aus und die Karawane wurde gastlich aufgenommen. Bumedin suchte in den Bergen von Tlemcen die Einsamkeit, allein die zahlreichen Wunder, welche er zum Segen der Menschheit wirkte, verriethen ihn als einen Gottbegnadeten und die Menge folgte ihm nach. Endlich nahm er Abschied von der Stadt, welche er lieb gewonnen hatte, um weiter gen Osten zu dem Grabe des Propheten zu pilgern; eine unermessliche Menschenmenge gab dem Scheidenden das Geleite; am Grabe des Sidi Abdallah, im Schatten wilder Oliven, machte er noch einmal Halt, um Lebewohl zu sagen. Da fiel ein grosses Olivenblatt zu seinen Füssen nieder, darauf stand ein Vers des Korans geschrieben, über welchen er zu der entzückten Menge sprach; dann zog er fürbass. Zu Mekka lebte damals der Scheikh Sidi Abdelkader el Dschilani, zu jener Zeit der berühmteste Gelehrte mystischer Wissenschaft; Bumedin ward sein Freund und sein Schüler, und nach des Ersteren Tod, sein Nachfolger als Höchster der Eingeweihten, denn 70 Wissenschaften soll er sich zu eigen gemacht haben; der Zauber seiner Beredtsamkeit entzückte alle Welt und selbst die Vögel in den Lüften stellten ihren Flug ein, um dem Wohlklange seiner herrlichen Stimme zu lauschen. Mit der Erzählung aller Wunder, welche sich an seinen Namen knüpfen, liesse sich ein ganzes Buch anfüllen, nur eine einzige Begebenheit sei hier noch mitgetheilt. Eines

Tags kam er dazu, wie ein riesiger Löwe einen Esel anfiel und verspeiste; unweit davon stand der Eseltreiber, dem Thränen der Verzweiflung die Wangen herabströmten, denn das Eselein war sein einzig Hab und Gut gewesen. Bumedin empfand Mitleid mit dem armen Teufel, packte einfach den Löwen an der Mähne und übergab ihn dem Eigenthümer des Esels, damit er sich künftighin seiner bediene an Stelle des ruchlos Verspeisten. Gehorsam folgte der Löwe; dem Eseltreiber aber erschien er als ein weniger gemüthlicher Lastträger und er beschwor den Bumedin, ihn davon zu befreien. Dieser forderte den Löwen auf, abzutreten, worauf der König der Thiere sich gehorsam von dannen trollte.

Nachdem Bumedin den Orient und Occident durchwandert hatte, dachte er daran, sein Leben in Ruhe zu beschliessen. Allein eifersüchtige Nebenbuhler, neidisch auf den ungeheueren Einfluss, welchen er auf die öffentliche Meinung, „diese Königin der Erde" gewonnen hatte, verdächtigten und verleumdeten ihn beim Könige von Tlemcen als einen staatsgefährlichen Mann. Der verblendete Fürst lieh den Feinden Bumedin's williges Ohr und beschied diesen vor seinen Thron, damit er sich rechtfertige. In Bougie traf ihn des Königs Befehl und alsbald machte sich der Greis auf den Weg, obwohl ihn seine Schüler unter Thränen beschworen, sich nicht selbst in die Hände seiner Feinde zu geben. Bumedin tröstete sie, denn seine letzte Stunde nahe ohnehin und die Boten des Königs würden ihn zu Grabe geleiten. Auf der letzten Anhöhe vor Tlemcen, von welcher aus man die weissschimmernde Stadt erblickt, umgeben von einem grünen Kranze duftiger Haine, machte die kleine Karawane Halt; Bumedin dankte seinen treuen

Begleitern für alle Liebe und bestärkte sie im Guten; dann deutete er nach dem Kloster von El Oebbad, indem er sprach: „An jenem Orte lässt sich herrlich ruhen, dort will ich schlafen den letzten Schlaf.“ Mit diesen Worten sank er entseelt in die Arme seiner Getreuen.

Trauer erfüllte die ganze Stadt bei der Nachricht von seinem Tode; aus allen Gauen strömten die Gläubigen herbei, um dem Leichenzuge des heiligen Mannes zu folgen. Kurz nach ihm starb der König, welcher den Einflüsterungen der Verleumdungen geneigtes Ohr geliehen hatte, an furchtbarer Krankheit. Seine Nachfolger errichteten zu des Bumedin ewigem Gedächtniss die herrlichen Denkmäler, welche wir noch heute dort bewundern und die wir kurz hier skizziren wollen. Es sind deren drei: das Mausoleum, die Moschee und die Medersa des Bumedin, alle drei in einer einzigen Gruppe vereinigt und am östlichen Ende auf dem höchsten Punkte von El Oebbad gelegen.

Das Mausoleum ist mit der Moschee durch eine Galerie verbunden; dem Portale der Letzteren gegenüber befindet sich der Zugang zum Grabe. Der Muezzin der Moschee verwahrt die Schlüssel; gegen bescheidenen Bakschisch, den er nicht verschmäht, macht er bereitwillig den zuvorkommenden Cicerone. Mehrere Stufen hinabsteigend gelangt man in den Vorhof; rings um die vier Seiten des rechtwinkeligen Raumes laufen Galerieen, von weissen Marmorsäulen mit Capitälen aus translucidem Onyx-Marmor getragen; der Fussboden, mit kleinen schwarzen und weissen Fayence-Platten belegt, hat das Aussehen eines grossen Damenbretts. In der rechten Ecke der Galerie befindet sich eine tiefe Cisterne, von marmornem Rande umschlossen, in welchen die schwere, zum Schöpfen des Wassers dienende

Eisenkette tiefe und breite Einschnitte während des sechshundertjährigen Gebrauchs gegraben hat. Dem sehr kühl schmeckenden Trunke aus diesem Brunnen wird wunderbarer Geschmack und heilsame Wirkung zugeschrieben. Von diesem Vorhofe aus tritt man in die Krypta ein. Unter dem mächtigen, aus Cedernholz kunstreich geschnitzten Sarkophage ruhen die irdischen Reste des Uali; zu Hunderten wogen die seidenen Banner mit den Farben des Islam auf den gebräunten Sarg mit seinen reichen Schnitzereien herab, die halb verdeckt werden durch die Falten darüber gebreiteter, kostbarer Stoffe aus Gold- und Silberbrocat; an den Wänden hängen farbige Stoffe von grösserem und geringerem Werthe, neben schwerer Seide ärmliches Wollengewand; unzählige Kerzen der verschiedensten Grösse und in allen Farben umgeben das Kenotaph, bunt aufgeputzte, mit Troddeln geschmückte Strausseneier mit langen farbigen Schnüren an der hohen Decke befestigt, schweben darüber: Alles Weihgeschenke von frommen Herzen gestiftet, welche Linderung der Leiden erflehten oder dankbar sie darbrachten zur Erfüllung eines Gelübdes. Auch Bilder der Kaaba zu Mekka haben Hadschi's von ihrer weiten Pilgerfahrt mitgebracht und im Mausoleum Bumedin's niedergelegt. Ueber die in der Basis viereckige Krypta spannt sich die Wölbung einer Kuppel; vom Fussboden an bis zur hohen Decke ist über die Mauern ein Spitzenschleier von Arabesken geworfen von so unendlich reicher Stickerei, von so geschmackvoller, origineller Zeichnung, dass es dem Auge kaum möglich erscheint, die Einzelheiten desselben zu erfassen und zu durchdringen, wiewohl Architect und Bildhauer dieses durch farbige Emaillirung der Arabesken wenigstens einigermassen zu

ermöglichen bestrebt waren. Das Tageslicht dringt durch kleine, gewölbte Oeffnungen, die mit buntem Glase verschlossen sind; das so gedämpfte Licht erhöht noch das Geheimnissvolle, Mystische des heiligen, seltsam geschmückten Raumes.

An der Seite des Sarkophages des Bumedin steht ein anderer weniger reich ausgestatteter Sarg: die Grabstätte des Sidi Abdesselam et Tunsi; er war der Lieblingsschüler des Meisters und trauerte nach dessen Tode am Grabe des Lehrers, ohne dasselbe zu verlassen; in Anerkennung dieser treuen Liebe wurde er an seiner Seite bestattet.

Das Mausoleum umgeben noch andere Gräber berühmter Scheikh's, „ebensoviel Sterne, die um die Sonne wandeln“, sagen mit Beziehung darauf die Muselmänner. Hier ruht auch der Almohaden-Emir Es Said, der auf Befehl des Königs Jag Morhassen ben Zeyan im Jahre 1248 daselbst beigesetzt wurde; so wollte der Sieger den Besiegten noch im Tode ehren.

Der Thüre gegenüber, durch welche wir in das Mausoleum herabgestiegen sind, liegt das Portal, durch welches man in die Moschee des Bumedin eintritt; eine gedielte Marmorgalerie verbindet beide Eingänge. Beim ersten Blicke fällt die Aehnlichkeit dieser Moschee mit der des Sidi el Halui in's Auge*); die Moschee des Bumedin aber erfreut sich grösserer Dimensionen. Beide Monumente wurden nach einander aufgeführt: Die Moschee des Bumedin im Jahre 1338 unter König Abul Hassen Ali und die des

---

*) Das gleiche monumentale Portal, dieselbe Architectur, ganz ähnliche Proportionen.

El Halui etwa 15 Jahre später unter Fares, dem Sohne Ali's.

Etwa zwölf Stufen führen unter einer mit Arabesken geschmückten Kuppel zu dem Thore hinauf; die aus Cedernholz zusammengefügte Thüre ist mit kunstreich ciselirten Kupferplatten belegt, von denen eine grosse Zahl, namentlich am unteren Theile, fehlt; als werthvolle Reliquien sind sie von den Gläubigen und Ungläubigen abgerissen worden. Durch diese Thüre gelangt man in den auf 12 Pfeilern ruhenden Porticus; seine Arcaden öffnen sich auf einen mit Fayenceplatten gepflasterten Hof, in dessen Mitte ein Marmorbassin das zu den Abwaschungen erforderliche Wasser enthält. Acht Reihen Arcaden, auf die herrlichsten Säulen sich stützend, bilden den Hauptraum, in welchem sich die Gläubigen zum Gebete versammeln. Ein Meisel, von Meisterhand geführt, hat über die Wände und die Kuppel des Mehrab einen Arabesken-Schmuck gebreitet, von dem nur der Griffel eines Künstlers ein getreues Bild zu geben vermag, die Feder aber muss an der Beschreibung eines solchen vielverschlungenen Labyrinths der edelsten Ornamente verzweifeln.

Die Kanzel, von den Muselmännern Khetib genannt, rechts vom Mehrab, aus geschnitztem Cedernholze in antikem Geschmacke gearbeitet, wurde vom Emir Abd-el-Kader gestiftet, nachdem er sich zum Beherrscher der Gläubigen „Emir el Mumenin“ aufgeworfen und sich diesen Titel angemasst hatte, den einst die ersten Khalifen des mächtigen osmanischen Reichs geführt haben. Das islamitische Glaubensbekenntniss ist darauf angebracht mit folgendem Zusatze:

„Es giebt nur Einen Gott und das ist Gott! Mohammed ist sein Prophet!
Wer sein Vertrauen auf diesen Gott setzt, dem vermag Keiner ein Leid anzuthun.
Und befände er sich Angesichts des Löwen, in des Löwen Zwinger, das reissende Thier vermöchte nichts wieder ihn!"

Das wiederum mit geschmackvollsten Ornamenten verschwenderisch geschmückte und über hundert Fuss hohe Minaret der Moschee beherrscht die Gegend viele Meilen in der Runde. Von dem Porticus der Moschee aus (rechts vom Portale) führt uns eine Treppe auf die Höhe des Thurmes, auf den ein langer, spitz zulaufender Pfeil aufgesetzt ist; drei ungleich grosse Kugeln werden von dem Letzteren, der auf der äussersten Spitze den Halbmond trägt, durchbohrt. Wenn die Strahlen der Sonne die Spitze des Minarets treffen, leuchtet die unterste dieser Kugeln in viel hellerem, glänzenderen Scheine, als die beiden anderen; die Gläubigen sind darum überzeugt, dass diese etwa 6 Fuss im Umfange messende Kugel aus massivem, lauteren Golde bestehe.

Der königliche Erbauer der Moschee des Bumedin hat mit derselben eine Medersa, d. h. eine hohe Schule, verbunden. Ist es schon an sich hochinteressant, durch Besichtigung derselben sich darüber belehren zu können, wie eine arabische Universität in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts ausgesehen hat, so wird hier unser Interesse noch durch den Umstand erhöht, dass in der Medersa des Bumedin der berühmte Geschichtsschreiber Abd er Rahman Ibn Khaldun lange Jahre hindurch seine Vorlesungen vor zahlreichen Thaleb's gehalten hat. Ibn Khaldun war Secretär des Fares, des Erbauers der Moschee

des Sidi el Halui gewesen, und wurde zum Danke für seine treuen Dienste von seinem königlichen Herrn während mehrerer Jahre eingekerkert. Als er nach dem Tode des Fares der Freiheit wiedergegeben wurde, zog er sich in die Hochschule des Bumedin zurück und suchte in der Stille dieser Medersa und in der Beschäftigung mit der Wissenschaft Ersatz für alle Enttäuschungen, welche ihm ein vielbewegtes Hof- und Staatsleben als Lohn für aufopfernde Thätigkeit gebracht hatte. Dass Ibn Khaldun in seinem Geschichtswerke über jene Zeit als unpartheiischer Gewährsmann betrachtet werden kann, erhellt schon aus dem Umstande, dass er in demselben dem Könige Fares, der ihn gefangen gehalten hatte, keinen Groll bewahrt, sondern ihn vielmehr günstig beurtheilt hat. Auch Sidi es Senussi lehrte als Professor an dieser Medersa. Eine Beschreibung des Gebäudes kann in wenigen Worten geschehen. Durch ein mit Arabesken und Mosaikornamenten geschmücktes Portal tritt man in einen geräumigen, rechtwinkeligen Hof ein, in dessen Mitte ein Bassin zu Waschungen angebracht ist; diesen Hofraum umgrenzt eine bedeckte Arcadengalerie. An die Seiten desselben schliessen sich enge, schmucklose Zellen an, in denen einst die Thaleb's gehaust haben. Im Hintergrunde ist der Eingang zur eigentlichen Aula, dem Hör- und Gebetsaale, welcher eine grössere Anzahl von Schülern zu fassen vermochte*); von der Arabeskenverzierung der Wände haben nur kleine Flächen den Stürmen der Zeit getrotzt und auch die gewölbte Kuppel aus Cedernholz hat stark gelitten. Einfacher und strenger konnte

*) Uebrigens wurde auch unter freiem Himmel im Atrium Unterricht ertheilt.

eine alma mater kaum eingerichtet sein; das Ganze macht den Eindruck eines alten, verfallenen Klosters.

Allein nicht blos diese Kunstwerke einer entschwundenen Culturepoche verdienen unsere aufmerksame Beachtung, auch die herrliche Landschaft ringsum und die gesegneten, prangenden Gefilde sind würdig unserer Bewunderung. Am Abhange des Dschebel Nador noch weiter aufsteigend und das liebliche Bumedin unten zur Linken lassend, führt ein bequemer Pfad, der Flanke des Berges entlang, in einer kleinen Stunde zu den Wasserfällen des Saf-Saf, von den Arabern „El Urit“ genannt. Der wasserreiche Wildbach stürzt schäumend und brausend in sieben prächtigen Fällen über seltsam geformte und gezackte Felswände und bricht sich in ungestümem Laufe Bahn unter riesigen, überhängenden Steinblöcken, die, von ihm ausgewaschen, kühle, lauschige Grotten an seinen Ufern bilden. An diese schliessen sich kleine Wälder von wilden Kirschen-, Granaten- und Feigenbäumen, von Lentisken und wilden Oliven, in allen Ritzen und Spalten der Felsen haben die Bäume Wurzel geschlagen und bedecken die Felsblöcke, neigen sich über das rauschende Wasser und schützen mit ihren Zweigen die Grotten vor dem Eindringen der Sonnenstrahlen. Eine zierliche Brücke ist über den Bergstrom gespannt, von Neuem klimmt die Strasse in die Höhe und durch einsame, wilde Gegend führt sie nach Sidi Bel Abbès. Sie folgt zuerst den Einbuchtungen des Berges und plötzlich wird der Wanderer durch prachtvollen Rückblick auf Tlemcen, das er längst seinen Blicken entschwunden glaubte, überrascht. Bis zu diesem Punkte sollte Niemand versäumen, seinen Ausflug auszudehnen, denn der Blick auf die Stadt inmitten der herrlichen Gegend ist so schön, dass man das

Lied Abd el Kaders an Tlemcen: „Ich liebe Dich, wie das Kind liebt der Mutter Herz!“ hier vollkommen zu begreifen und zu würdigen vermag.

Capitel XII.

Die Ruinen von El Mansurah.

Das Trümmerfeld von El Mansurah. Die Ruinen der grossen Moschee und des Minarets. Die Geschichte von El Mansurah, der Siegreichen; eine zweite trojanische Belagerung. Die Sagen über El Mansurah. Die Geschichte vom jüdischen Baumeister. Die Legende von Aïscha und ihrem Kalbe. Ruinen in der Umgebung von El Mansurah.

Drei Kilometer südwestlich von Tlemcen liegen, über einen Umkreis von mehr als hundert Hectaren zerstreut, die Ruinen von El Mansurah. Eine aus künstlichen Steinblöcken aufgeführte, fünf Fuss tiefe und etwa fünfundvierzig Fuss hohe, gezackte Mauer umschliesst die innerhalb dieser Umwallung zerstreuten Ruinen. Ihre westliche Seite ist noch vollständig, die dem Norden zugekehrte zum grösseren Theile erhalten; Ost- und Südseite haben am Meisten gelitten, doch kann man hier ohne Mühe die vielfach am Boden liegenden und auch noch aufrecht stehenden Stücke der Mauer im Geiste ergänzen und so die ehemalige, trapezförmige Gestalt derselben leicht übersehen. Der ganzen Mauer entlang läuft eine Brustwehr, die wohl zum Schutze der Bogenschützen gedient haben mag; zahlreiche Boll-

werke und gezackte Thürme von etwa hundert Fuss Höhe lehnen sich, immer ungefähr 150 Fuss von einander entfernt, an die Umwallungsmauer an; vier grosse Thore gaben Zugang zur Stadt. Innerhalb dieser Mauer bezeichnen Steinhaufen und zu Boden gestürzte Säulen die Stellen, auf denen sich einst Häuser, Karavansereien und Bäder erhoben haben; das kleine französische Colonistendorf El Mansurah, inmitten derselben auf kleiner Anhöhe aus den alten Trümmern erbaut, erhebt sich auf den Ruinen eines königlichen Palastes, von dem noch zahlreiche Spuren: Säulen, ein halbzerfallener Thurm und ein mauerumhegtes Bassin vorhanden sind. Ein alter, mit Kunststeinen ausgemauerter Canal, welcher ursprünglich wohl die Reservoirs und Fontainen der Stadt zu speisen hatte, ist von den Colonisten zur Bewässerung ihrer Ländereien dienstbar gemacht worden; auf der Tlemcen zugekehrten Seite kann man auch die Trümmer einer sehr breiten, aus gebrannten Steinen gewölbten Brücke besichtigen, welche über die kleine Schlucht gespannt war; am meisten aber fallen in's Auge die auf der Westseite der alten Stadt einen nackten, felsigen Hügel bedeckenden, imposanten Ruinen einer monumentalen Moschee und eines majestätisch ragenden Minarets. Die vollkommen erhaltenen, aus Kunststeinen aufgerichteten Mauern der Moschee bilden ein rechtwinkeliges Viereck von 100 Meter Länge auf 56 Meter Breite, das von 13 Thoren durchbrochen wird. Das Hauptthor ist in dem an der Mitte der nördlichen Façade aufsteigenden Minarete angebracht: dieses Thor wird durch eine Arcade mit vollem Bogen (von 2½ Meter Oeffnung) gebildet, auf dieselbe ist ein weit vorspringender Balcon aufgesetzt, den ein reich verziertes Gesims und zierliche Onix-Marmorsäulchen mit ihr ver-

binden. Arcade und Balcon sind mit prachtvollem Arabeskenschmuck und vielfarbigen Mosaikornamenten überladen, deren verschlungene und verwickelte Zeichnung ein breites Band mit erhabenen andalusischen Buchstaben einrahmt. Das Minaret selbst steigt, — bei $9^1/_2$ Meter Breite auf 10 Meter Tiefe an der Basis — zu einer Höhe von 40 Metern auf; die Bekrönung ist herabgestürzt, es mag also in unversehrtem Zustande eine Höhe von etwa 45 Metern erreicht haben. Durch kunstvolle Gesimse wird es in Stockwerke getheilt, in dreien derselben sind durch Säulchen aus Onix-Marmor getheilte und überwölbte Fenster angeordnet, die Wände werden durch Arabesken-Guirlanden in Felder abgetrennt, die wiederum mit den feinsten Arabesken und Mosaik-Ornamenten ausgefüllt sind. Allein nur drei Seiten dieses Minarets stehen noch, die dem Mittag zugekehrte ist zu Boden gesunken und so ist den profanen Blicken das ganze Innere des hohen Thurmes preisgegeben; einige wenige Stufen der eingestürzten Wendeltreppe hängen noch, den Gesetzen des Gleichgewichts Hohn sprechend, in den leeren nackten Mauern des Innern; tausende von kleinen, farbigen Fayenceplatten bedecken den mit Steintrümmern übersäten Boden, in welchem noch zahlreiche Ueberreste einer einst glänzenden Stadt begraben liegen. Wo die Hacke des Landmannes die Erde aufwühlt, stösst sie auf alte Grundmauern; mächtige Säulenschäfte aus Onyx-Marmor, reich verzierte, kunstvoll ausgehauene Capitäle werden dem Tageslichte wiedergegeben, und riesige, mehrere Centner wiegende Steinkugeln, die in grosser Anzahl unter dem Schutte entdeckt wurden, bekunden, dass einst auf dieser Stätte schwere Kämpfe getobt haben, von welchen wir dem freundlichen Leser im Folgenden kurz berichten wollen.

Die Merinidenkönige von Fez und Marokko und die Könige von Tlemcen aus dem Stamme der Abd el Uad waren in langjährigem Hasse und Hader verfeindet, wiewohl beide Königsfamilien derselben Berbertribus entstammten. Unter wechselndem Kriegsglücke hatten sie sich im Maghreb manche heisse Schlacht geliefert, ohne eine endgültige Entscheidung herbeizuführen, schliesslich aber unterlag der tapfere Emir von Tlemcen Jag Morhassen ben Zeyan (1280 bis 1281). Auf seinem Sterbelager warnte er seinen Sohn Othman vor offener Feldschlacht mit dem übermächtigen Merinidenkönige, „dem stolzen Löwen", welchem er doch nicht gewachsen sei und gab ihm den Rath, Frieden mit den Meriniden zu halten; aber bald darauf brach Othman denselben, indem er einem Todfeinde des Marokkaner-Sultans seinen Schutz angedeihen liess. Vier Male erschien Abu Jakub, der Merinidensultan, mit starker Heeresmacht vor den Thoren von Tlemcen, immer aber musste er wieder abziehen, indem Verwickelungen zu Hause oder in Spanien seine schleunige Rückkehr erforderten. Zwar hatte er seinen treulosen Feind in mehreren Schlachten und durch Wegnahme vieler befestigter Städte in seinem Reiche auf empfindliche Weise geschädigt; allein er wollte Tlemcen selbst gewinnen, das hatte er geschworen und wollte es vollbringen, wiewohl er einsah, dass die starke, wohlverwahrte Veste nicht durch Ueberraschung oder Handstreich in seine Gewalt fallen würde. Er vertagte die Ausführung seiner Rachepläne bis zu geeigneter Zeit und traf inzwischen alle Vorbereitungen und Zurüstungen, um einen endgültigen, kräftigen Schlag gegen Tlemcen führen zu können. Endlich am 6. Mai 1299 erschien er mit starker Heeresmacht, zahlreichen Kriegsmaschinen und unermesslichen Vorräthen

von Lebensmitteln unter den Mauern von Tlemcen — 14 Jahre nach seinem ersten, missglückten Sturmversuche. Von allen Seiten schloss er die Stadt ein, selbst auf den felsigen Höhen im Süden stellte er Wachposten aus und umgab so Tlemcen mit einem undurchdringlichen Ringe; kein Geist hätte vermocht, in die Stadt zu schlüpfen, erzählt Ibn Khaldun. Im Westen der Stadt bezog er mit seinem Heere ein befestigtes Lager. Als nach dreijähriger strenger Belagerung die Widerstandskraft des belagerten Gegners noch nicht gebrochen schien, fasste er den Entschluss, das stolze Tlemcen völlig zu demüthigen und an die Seite der Königsstadt eine glänzende Rivalin zu stellen. Während auf seinen Befehl das befestigte Lager in eine vollständige Stadt sich verwandelte, welche die ganzen ausgedehnten Handelsbeziehungen der Belagerten in kurzer Zeit auf sich übertrug, während monumentale Bauten und zu deren Schutz starke Wälle, Ringmauern und Bollwerke aufgeführt und die luftigen Gezelte mit bequemeren Häusern vertauscht wurden, durchzogen Truppentheile des merinidischen Heeres das Königreich Tlemcen nach allen Richtungen und unterwarfen dieses in ununterbrochenen Siegeszügen ihrem Herrscher. Er nannte die neu gegründete Stadt, deren Pracht und Reichthum mit jedem Tage stieg, El Mansurah, d. h. die Siegreiche. Nicht blos die grossen Handelsbeziehungen, auch der Ruhm von Tlemcen wurde auf die neue Stadt und ihren König übertragen, der Hafsiden-König von Tunis schloss ein Bündniss mit ihm, die Scherif's von Mekka stellten sich unter seinen mächtigen Schutz und andere orientalische Könige schickten ihm Geschenke und baten um seine Freundschaft. Inzwischen wurde die Belagerung mit allem Eifer fortgesetzt, Jahre

gingen darüber hin und die Noth der Belagerten stieg täglich. Auf König Othman, welcher im fünften Jahre der Belagerung starb, folgte sein Sohn Abu Zeyan Mohammed. Furchtbare Hungersnoth wüthete in der Stadt; viele hundert Menschen kamen täglich um und dennoch leisteten die Tlemcener in häufigen Kämpfen tapfere Gegenwehr. Endlich, nach achtjähriger Belagerung, schien die Kraft der Belagerten erschöpft zu sein und da König Mohammed nicht lebend in die Gewalt seines erbitterten Feindes fallen wollte, befahl er einen letzten, muthigen Ausfall, um im Kampfe rühmlichen Tod zu finden. Schon brach der Tag an, welchen der König von Tlemcen als den letzten der Noth und Qual bestimmt hatte, da schlug auch die Stunde der Erlösung: der Merinidenkönig wurde von einem seiner Sclaven erdolcht und seinem rechtmässigen Thronerben Abu Thabet machte dessen Oheim die Herrschaft streitig. Abu Thabet liess dieses dem Könige Abu Zeyan kund thun und erklärte sich bereit, auf der Stelle die Belagerung aufzuheben und ihm (dem Abu Zeyan) die Herrschaft über die erbeuteten Provinzen wieder einzuräumen, wenn ihm Letzterer behülflich sein wolle, seine Anerkennung als König von Marokko durchzusetzen. Abu Thabet besiegte mit Hülfe des tapfern Abu Zeyan seinen Nebenbuhler und hielt sein gegebenes Versprechen, indem er dem Könige von Tlemcen alle eroberten Plätze zurückgab und die neue Stadt El Mansurah räumen liess (1307). Er empfahl dieselbe dem Schutze des Abdeluaditen, namentlich sollte der herrlichen Moschee, ihrem Minarete und den anderen Prachtbauten kein Schaden angethan, dieselben vielmehr sorgsam behütet und geachtet werden.

In den nächstfolgenden Jahren wurde das gute Ein-

vernehmen der beiden verbündeten Könige durch nichts getrübt. Aber Abu Hammu Mussa, welcher dem Abu Zeyan auf den Thron folgte, verging sich in gleicher Weise gegen Abu Said, den neuen Marokkaner-Sultan, wie das einst Othman den Abu Jakub gegenüber gethan hatte. Abu Said wurde durch innere Unruhen an einem erfolgreichen Feldzuge gegen den wortbrüchigen König von Tlemcen gehemmt, welcher einem seiner (des Abu Said) erbittertsten Feinde in Tlemcen ein Asyl gewährte. Als vollends Abu Hammu auf seine wiederholte Bitte um Auslieferung desselben damit antwortete, dass er El Mansurah zerstörte, that Abu Said das Gelübde, schwere Wiedervergeltung zu üben. Während seiner Zurüstungen starb Abu Said. Der Mulatte Abul Hassen Ali, sein Sohn, den er mit einer Negerin gezeugt, hatte ihm schwören müssen, dass er seinen Vater rächen und nicht eher ruhen wolle, bis Tlemcen sich in seine Hände geben würde. Im Jahre 1335, — zwanzig Jahre nach dem Vertragsbruche des Abu Hammu, — setzte sich Abul Hassen, „der schwarze Sultan", an der Spitze eines grossen, wohlgerüsteten Heeres in Bewegung und drang siegreich bis Tlemcen vor; Abu Taschfin, der Emir der Abd el Uad, welcher inzwischen seinem Vater Abu Hammu gefolgt war, zog sich hinter die Wälle der Stadt zurück, offener Feldschlacht aus dem Wege gehend. Wie einst sein Ahne Abu Jakub, so umschloss jetzt Abul Hassen von allen Seiten die Stadt, seine Streifcorps durchzogen strahlenförmig das Reich des Abd el Uad und unterwarfen dasselbe den Meriniden; während die Belagerung fortdauerte, liess Abul Hassen das zerstörte El Mansurah schöner als zuvor wieder aufrichten und in ganz kurzer Zeit erreichte die Stadt wieder den ehemaligen Glanz und

die alte Pracht. Mehrere kühne Ausfälle des tapferen Abdeluaditenkönigs waren vergeblich, mit jedem Tage kam der schwarze Sultan der belagerten Stadt näher, er liess Parallelmauern und Thürme errichten, von deren Höhe aus seine Katapulten schwere Steinkugeln in die Stadt schleuderten und Verheerung und Verderben in dieselbe sandten.

Endlich, nach zweijähriger ununterbrochener Belagerung, glaubte er, mit einem entscheidenden Schlage die feste Stadt in's Herz treffen zu können: am 27. Ramadantage des Jahres 1337 liess er zum Sturme blasen. Die Marokkaner legten die Leitern an, auf den Mauern und Wällen kam es zum blutigen Handgemenge, die Tlemcener leisteten verzweifelten Widerstand bis auf's Messer, endlich aber war Bab el Geschschut, das Westthor, erstürmt und der schwarze Sultan drang in die Stadt; über Haufen von Leichen bahnte er sich den Weg zum Meschuar, dem alten Königsschlosse, unter dessen Thor der heldenmüthige Abu Taschfin an der Spitze einer Handvoll Getreuer seinen wüthenden Feind mit dem Schwerte in der Hand festen Fusses erwartete. Von der Uebermacht erdrückt, fielen Abu Taschfin und die Seinigen als Helden. Die Meriniden behaupteten die Herrschaft über das eroberte Königreich von Tlemcen eine Reihe von Jahren, bis die Beni Zeyan im Jahre 1359 die Hauptstadt ihrer Ahnen wieder gewannen. Abul Hassen Ali, der Merinide, wird von den Dichtern seiner Zeit hoch gefeiert; die Unterwerfung des Reichs der Abd el Uad, seine glücklichen Feldzüge in Spanien, seine siegreiche Seeschlacht, die er gegen die Flotte des castilischen Admirals gewann und die Eroberung von Tunis trugen ihm mit Recht den ehrenden Beinamen „El Mansur Billah“, der Sieger durch Gottes Gnade ein. Er liebte die Künste und

Wissenschaft, war, selbst Gelehrter, ein Gönner der Gelehrten. Anstatt das besiegte Tlemzen der Plünderung preiszugeben, wie das die alten Traditionen arabischen Kriegsrechts gestattet hätten, verbot er vielmehr bei strenger Strafe eine Schädigung der Stadt, welche er sowohl, als auch sein Sohn und Nachfolger Fares mit monumentalen Bauten beschenkt haben. Wir haben ja schon oben erzählt, dass die Moschee und die Medersa des Bumedin von Abul Hassen, die des Sidi El Halui von Fares erbaut worden sind. El Mansurah aber blieb die Residenz der Meriniden; das Colonistendorf El Mansurah steht zum grossen Theile auf den Trümmern des ehemaligen Königspalastes, welchen Abul Hassen daselbst hatte aufführen lassen und den er den „Palast des Friedens" genannt hatte. Als die launenhafte Kriegsgöttin den Beni Zeyan wieder ihre Huld zuwandte und die Meriniden in ihr westliches Reich zurückgedrängt wurden, war auch das Schicksal von El Mansurah erfüllt: die glänzende Stadt wurde von Grund aus zerstört, um nie wieder aufgerichtet zu werden.

Diese kurzen, geschichtlichen Mittheilungen, welche durch keine eigenmächtige Zugabe ausgeschmückt, an die wechselvollen Kämpfe um Troja erinnern, erweisen zur Genüge, dass die Ruinen von El Mansurah das Werk von Menschenhänden sind; die Zeit, welche an keinem Dinge schonungslos vorübergeht, hat auch das Ihrige gethan und dazu beigetragen, die Zerstörung zur vollständigen zu machen. Diese einfache, nüchterne Erklärung der Thatsachen genügt aber den Eingeborenen nicht; in seinem lebendigen, viel beweglichen Geiste sucht der Araber nach anderer Deutung, und da er sich nur vor dem Wunderbaren und Uebernatürlichen beugt, hat er die Legende an

die Stelle der Geschichte gesetzt und mit der Dichtung die Thatsachen geschmückt. An gebrochenem Thurme und an geborstenem Gemäuer rankt sich gerne die Sage empor wie wildes Rosengestrüpp; aber gleichwie unter dem engen Gitter der Zweige und Blätter der kalte Stein hervorschaut, so vermag auch das Gewebe der Sage nicht gänzlich die Wahrheit zu verdecken. Die Geschichte lehrt uns, dass wenige Jahre genügten, aus dem befestigten Lager des Merinidensultans eine grosse, mächtige Stadt, eine Rivalin des königlichen Tlemcen, zu machen. Die unglaubliche Schnelligkeit, mit welcher sich die Stadt zu grossem Reichthume und höchster Blüthe erhob, wird von der arabischen Ueberlieferung so erklärt, dass gute Genien dem schwarzen Sultan, dem mächtigen Beherrscher des Maghreb, ihren Beistand geleistet hätten und dass unter diesen geisterhaften Händen die ganze prächtige Stadt, wie aus einem Stücke, in einer einzigen Nacht dem Boden entstiegen sei. — Das Minaret von El Mansurah, die seltsamste Ruine, die ich jemals gesehen habe, ist vollends dazu angethan, die Phantasie des Arabers herauszufordern. Mitten auf weitem Trümmerfelde zu grosser Höhe aufsteigend erscheint es gespenstisch gross und wie durch ein Wunder sind die drei wohlerhaltenen Wände aufrecht stehen geblieben, während die vierte Seite in ihrer ganzen Höhe und Breite herabgestürzt ist. Einst erbaut von dem Meriniden zur Demüthigung des Königs von Tlemcen, welcher behauptete, in der grossen Moschee seiner Hauptstadt ein unübertroffenes und unnachahmliches Denkmal zu besitzen, ragt das Minaret von El Mansurah noch heute und, wiewohl ein Schatten seiner selbst, scheint es noch im Sterben dem Rivalen von Tlemcen trutzen zu wollen. Wenn in kühlerer

Abendstunde heissen Sommertages der weissbärtige arabische Grosspapa mit häufig fragendem Enkelkinde vor den Thoren der Stadt sich ergeht, dann macht er gerne Halt auf den Trümmern von El Mansurah, rastet auf umgestürzten Säulenschafte und sich am Rauschen der Giessbäche erfreuend, welche in seinem Rücken von den Felswänden herabstürzen, blickt er hinaus in die weite Ebene, durch welche in langem Zuge die Karawane dem Norden zuwandert, und wenn dann der schweifende Blick das geborstene Minaret trifft und auf ihm haften bleibt, erzählt er dem lauschenden Kleinen die Geschichte desselben: Ein schwarzer Sultan des Sudans belagerte mit zahlloser Heeresmacht Tlemcen, nachdem er den ganzen Westen erobert hatte. Mächtige Geister verwandelten sein Zeltlager zur wunderbaren Stadt, der nichts fehlte als ein Minaret. Um ein solches möglichst herrlich erbauen zu lassen, wandte sich der Sultan an die zwei geschicktesten Baumeister. Der eine war ein Jude, der andere ein frommer Muselmann; beide stritten sich um die Gnade, das Minaret bauen zu dürfen. Sie legten Beide ihre Pläne und Zeichnungen dem Sultan vor, die gefielen diesem beide gleich gut; beider Wissen und Geschicklichkeit war auch in ganz gleichem Masse vorzüglich. Lange vermochte der Sultan nicht zu entscheiden, wem er den Bau übertragen sollte, endlich aber ersann er den Ausweg, jedem die Hälfte der Ausführung zu übertragen; der Jude sollte den einen Theil, der Muselmann den anderen ausführen. Beiden versprach er königliche Belohnung; dem Sieger aber noch besondere Gunst. Tag und Nacht wurde an dem Gebäude gearbeitet; bald war es vollendet und alle, die es sahen, priesen es als Wunder der Baukunst. Auch der Sultan betrachtete

es lange und wieder musste er sehen, dass sich beide Meister gewachsen waren, keiner den anderen im Wettstreite besiegt habe. Er rief beide vor seinen Thron, um sie nach Verdienst zu belohnen: Dem Muselmann gab er tausend schwere Beutel, gefüllt mit Gold und Edelsteinen; auf des jüdischen Meisters Nacken aber setzte er seinen Fuss. „Elender Jude," schrie er ihn an, „du hast dein Leben verwirkt, weil du dich erfrecht hast, mit deinen unreinen Füssen den Ort zu beschmutzen, in dem die Gläubigen beten und mit deinen unreinen Händen einen heiligen Thurm aufzubauen, von dem herab der Muezzin die Gläubigen zum Gebete rufen soll. Allein ich bin zufrieden mit deinem Werke, darum will ich dir dein Leben schenken, wenn du es dir zu erhalten vermagst. Das Minaret, an dem du gebaut hast, soll dein Gefängniss sein, dort lasse ich dich einschliessen; vermagst du vor Sonnenuntergang trotz Schloss und Riegel daraus zu entkommen, dann magst du leben; andernfalls ist's um dich geschehen!" Der Jude liess sich durch seinen Sohn alles in das Gefängniss bringen, dessen er zur Anfertigung von grossen Flügeln bedurfte und als ein letzter Strahl der untergehenden Sonne die Spitze des Minarets röthete, da breitete er auf der Zinne die Flügel aus zu mächtigem Fluge und schwang sich hinaus. Allein die Flügel waren zu flüchtig gefertigt, der unglückliche Jude fiel in ein benachbartes Thal herab und zerschmetterte seinen Schädel an einem Felsgrate. Allah und seinen Propheten verfluchend starb er. Bei dem letzten Worte der von ihm ausgestossenen Verwünschung bebte die Erde, Blitze zuckten durch die tiefe Finsterniss, welche die Lande deckte und unter grollendem Donner spaltete sich das Minaret von unten bis oben und die vom

jüdischen Meister erbaute Seite stürzte in tausend Stücken zu Boden.

Die im Jahre 1307 wie durch ein Wunder erfolgte Aufhebung der achtjährigen Belagerung Tlemcen's durch die Meriniden wird von der Legende folgendermassen erklärt: Seuche und Hungersnoth wütheten in der Stadt; die Reihen der Kämpfer waren gelichtet und König Abu Zeyan Mohammed sah ein, dass weiterer Widerstand ein Ding der Unmöglichkeit sei. Er berief die Fürsten und Führer zum Kriegsrathe, besprach mit ihnen einen letzten Ausfall; alle riethen ihm, die Stadt dem Feinde zu übergeben und von seiner Gnade Schonung zu erwarten. Da trat plötzlich eine alte Frau herein, Namens Aïscha, welche mit der ihrem Geschlechte eigenthümlichen Neugierde an der Thüre gehorcht hatte, beschuldigte die Feldherren der Feigheit und stellte ihnen vor, dass Gott seine Stadt nicht verlassen werde. „Nur wenige Tage Geduld noch," rief sie aus, „und Allah wird unsere Feinde in die Wüste zurücktreiben, der sie entstammen!" Ihr muthiges Auftreten gab auch den Männern den Muth wieder; die Worte flossen so beredt und überzeugend von ihren Lippen, dass man sie für eine Gottgesandte hielt und ihrem Begehren willfahrte. Vor allem verlangte sie ein Kalb, das man auch nach langem Suchen auftrieb; vor Hunger und Entkräftung war das Thier kaum im Stande, sich auf den Beinen zu halten. Aïscha befahl, Gerste zur Fütterung desselben zu suchen. Mit vieler Noth und Mühe scharrte man bei mehreren Geizhälsen etliche Körner zusammen, bis man schliesslich einen halben Scheffel aufgebracht hatte. Aïscha feuchtete das Getreide mit Wasser an und mästete damit das Kalb, welches in seinem ganzen Leben keine

köstlichere Mahlzeit gehalten hatte. Nach Beendigung dieses Festessens führte sie das Thier an das Westthor und stiess es hinaus. Die Sonne schien gar freundlich und der saftige, grüne Rasen, welcher sich von der belagerten Stadt bis zum feindlichen Zeltlager ausdehnte, winkte so verlockend, dass das Kalb, welches eben zum ersten Male satt geworden war, in munteren Sätzen und Sprüngen sich tummelte, bis es feindlichen Vorposten in die Hände lief. Die Sache wurde dem Feldherrn gemeldet, er befahl das Thier zu schlachten und seinen Magen zu öffnen, in welchem man den noch nicht verdauten halben Scheffel Gerste vorfand. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht davon im Lager, die Soldaten sahen ein, dass eine Stadt nicht durch Hunger zu bezwingen sei, deren Bürger nach achtjähriger Einschliessung noch Vorräthe genug besässen, um die Kälber scheffelweise mit Getreide zu füttern. Das Heer murrte, der Sultan musste sich dem Unwillen seiner Truppen fügen, die Belagerung aufheben und sich schleunigst in den Süden zurückziehen. Aïscha aber wurde im Jubel durch die befreite Stadt getragen.

Wir haben bisher nur Gelegenheit gehabt, von den innerhalb der Umfassungsmauern gelegenen Ruinen El Mansurah's zu sprechen; allein auch ausserhalb derselben zerstreut liegende, zahlreiche Ueberreste von vorgeschobenen Befestigungswerken, deren Zusammengehörigkeit mit der Trümmerstadt man auf den ersten Blick zu erkennen vermag und die drohend gegen Tlemcen gerichtet sind, geben Zeugniss von feindlichem Ansturm. Auf der Höhe des Tlemcen im Süden beherrschenden Hochplateau's bemerkt man zwei gezackte Wachtthürme, von den Arabern Bordsch el Menar und Bordsch es Zauja genannt. Von diesen

luftigen Sitzen aus vermochten die merinidischen Wächter die belagerte Stadt zu übersehen und durch verabredete Zeichen den Ihrigen unten anzugeben, an welchem Punkte ein Ausfall drohe; von hier aus beherrschten sie das Land ringsum und konnten Ausguck halten, ob Freund oder Feind nahe. Auf halbem Wege zwischen der Stadt Tlemcen und der Umwallung von El Mansurah, unweit von der durch hundertjähriges Rebengerank beschatteten Kubba des Sidi Bu Dschema steht einsam ein altes, spitzbogiges Thor, aus rothen Ziegelsteinen erbaut, das noch heute von den Eingeborenen Bab el Khemis „das Thor des Heeres“ genannt wird; zu beiden Seiten desselben liegende Mauertrümmer, welche sich noch in grosser Ausdehnung verfolgen lassen, ermöglichen die Annahme, dass hier eine von den Belagerern errichtete Parallelmauer stand, die sich im Süden, auf der Halbseite des Berges, mit einem grösseren Vorwerke verband. Von dem Letzteren sind noch gezackte Mauerreste und vier gebrochene Thürme sichtbar. Bordsch el Mussolla nennen es die Araber.

Capitel XIII.

Algerien als französische Colonie.

Wir haben den freundlichen Leser, der geneigten Sinnes uns bis hierher gefolgt ist, durch den „Tell“ bis zu den „Hochplateaux“ und selbst nach einer Oase der „Sahara“ geleitet. Wir haben uns bestrebt, ihm in der Hauptstadt Algerien's ein zuverlässiger Führer und Rathgeber zu sein; auf gemeinsamer Wanderfahrt haben wir einen grossen Theil des Landes selbst kennen gelernt und sind nicht flüchtig an seinen Bewohnern vorübergegangen. Der Leute Art und Sitte haben wir zu schildern versucht und auch des Landes geschichtlicher Vergangenheit einige Beachtung geschenkt. An fremdländischem Leben und Treiben hat sich unser Auge erfreut und manches herrliche Bild, dem die heissere Sonne eines anderen Welttheils grellere und glühendere Farbenpracht verliehen, tragen wir im Herzen. Schön ist das Land und gesegnet sein Boden. Zahlreiche, fruchtbare Ebenen prangen im Goldschmucke der Aehren und weite Landstrecken, welche der Zwergpalmen dichtes Gestrüpp überzogen hat, erwarten nur die urbar machende Hand, um tausendfältig des Menschen Schweiss und Mühe zu lohnen; auf sonnigem Gelände gedeiht vortrefflich der Weinstock und reift vorzügliche Traube; in schattigem Thale und in kühler Schlucht rauschen reiche Quellen; die Abhänge der Hügel bedecken duftige Haine der verschiedensten Obstbäume. neben Granate und Citrone glüht die

Goldorange; das Atlasgebirge trägt herrliche Wälder und selbst im Schoosse der Erde ruhen Schätze, ergiebige Bergwerke spenden Kupfer und Eisenmetall und edler Onyxmarmor wird in algerischen Brüchen gewonnen. Die weite, unabsehbare Steppe bietet vortreffliche Weide und auf ihr wächst die so werthvoll gewordene Halfapflanze; selbst die Sahara reicht ihre Gaben und auf grüner Oase wiegen sich Tausende von Dattelpalmen, deren Früchte die Wüstensonne zeitigt. Alles das sieht und bewundert der Fremde, er erfreut sich der Sicherheit des Landes, indem er ohne Begleitung und Bedeckung abgelegene Pfade betritt; er setzt sich behaglich vor reinlich gedecktem Wirthstische nieder, der selbst in dem kleinsten Dorfe nicht fehlt; mit Hülfe der Messageries und der Eisenbahn legt er in kurzer Zeit grosse Entfernungen zurück; die mit fabelhafter Geschwindigkeit emporwachsenden Eucalyptus-Pflanzungen, die neu entstandenen Dörfer, die grossen Meierhöfe, die weiten Saatfelder und fruchtbaren Gärten geben ihm einen hohen Begriff von der Colonisation Algerien's; man zeigt ihm die neu gebohrten Brunnen, die mächtigen Dämme und Bewässerungsanstalten; manche Plätze, Strassen und Spaziergänge der grösseren algerischen Städte scheinen ihm des civilisirtesten Landes würdig zu sein. In froher Wanderlust setzt er sich über manche kleine Mängel und Unannehmlichkeiten hinweg und wenn ihm auch hin und wieder etwas auffällt, das mit seiner optimistischen Anschauungsweise unverträglich, so wird er doch im Grossen und Ganzen den Bestrebungen des französischen Mutterlandes für die Provinz Algerien ungetheiltes Lob und vollen Beifall zollen.

Wir wollen versuchen, im Folgenden diese Colonisation

Algerien's einer etwas eingehenderen Betrachtung zu unterziehen, soweit das dem Zwecke des vorliegenden Buchs, welches den freundlichen Leser doch einigermassen mit algerischen Zuständen bekannt machen soll, entspricht, und dabei in erster Linie den Verhältnissen am Grund und Boden unsere Aufmerksamkeit zuwenden.

---

1. Ueber die Verhältnisse am Grund und Boden.

a) Die Militär-Colonien Sulla's und die Soldaten-Colonien des Marschalls Bugeaud. — b) Die officielle Colonisation; das Concessionensystem. Nachtheile dieses Systems. — c) Der Verkauf des vermessenen und abgetheilten Bodens an den Colonisten, das einzig richtige Princip. — d) Die unentgeltliche Vergabung von Ländereien an Corporationen, öffentliche Anstalten und Gesellschaften zum Zwecke gemeinnütziger Unternehmungen. Missbräuche. Vereinigungen zur Beförderung der Colonisation. Die Colonisation Algerien's durch die Waisenkinder der französischen Hauptstadt. — e) Vertheilung von Grund und Boden unter Eingeborenen einer- und Colonisten andererseits. Ueber das arabische Eigenthumsrecht an Immobilien. Neuere, darauf bezügliche Gesetze.

a) Die Bestrebungen der französischen Regierung, die eroberten algerischen Provinzen zu colonisiren, lassen sich vom Jahre 1841 an deutlich erkennen. Der Krieg wüthete damals noch im Lande und die Feindseligkeiten waren noch im vollen Gange, doch fühlte man bereits das Bedürfniss, durch Deduction von Colonien festen Fuss zu gewinnen; so fand denn der Vorschlag des Marschalls Bugeaud, Militär-Colonien zu entsenden, grossen Anklang. Es schwebte ihm dabei die römische Einrichtung der Militär-Colonien vor, welche unter der Dictatur Sulla's, im Gegensatze zu den älteren Bürger-Colonien, gegründet wurden. Während nämlich die Republik Rom zur Sicherung neu erworbener Herrschaft über ein unterworfenes Volk eine bestimmte Anzahl

von Familien kraft eines Senats- oder Consulatsbeschlusses an einen bestimmten, mit Wohnungen versehenen Ort des gewonnenen Landes entsandte, wies Sulla seinen Legionen das Gebiet ihm feindlich gesinnter Municipien, das er gewaltthätig einzog, als Colonien an; Julius Cäsar, Antonius und Octavian ahmten dieses gegebene Beispiel nach und noch unter den römischen Kaisern dauerte dieses Verfahren an. Als Marschall Bugeaud, diesem Beispiele folgend, die militärischen Dörfer Bufarik, Fuka und Mered gründete, übersah er nur einen einzigen Umstand, nämlich den einen Grundgedanken, welcher die römischen Feldherren bei der Deduction ihrer Militärcolonien geleitet hatte. Diese nämlich hatten durchaus nicht die Absicht, dadurch die römische Herrschaft in den unterjochten Gebietstheilen zu festigen und zu sichern, sondern wollten mit den ihren Soldaten angewiesenen Ländereien ihre Legionäre belohnen, die Veteranen versorgen und vor allem sich selbst die Soldatengunst erhalten. Bugeaud bevölkerte die von ihm geschaffenen Militärdörfer theils mit entlassenen Soldaten, welche in Compagnien eingetheilt und von Officieren befehligt wurden (z. B. Fuka), theils auch mit noch unter der Fahne befindlichen Leuten, die versprechen mussten, nach ihrer Entlassung in Algerien zu verbleiben (z. B. Mered und Mahelma). Wie die römischen Generale, seine Vorbilder, liess auch er um diese Militärcolonien Mauern errichten und Gräben ziehen, damit sich an ihnen die Wogen des Aufstandes, der durch ganz Algerien tobte, brechen sollten. Das Ergebniss dieser, wie man anfänglich geglaubt hatte, viel versprechenden Versuche entsprach den Erwartungen keineswegs, denn schon nach wenigen Jahren wurde Fuka der Civilverwaltung übergeben und mit Mered

und Mahelma verband man bürgerliche Dörfer. Den römischen Militärcolonien ist es einst auch nicht besser ergangen: am Anfang wurde durch Vermischung der eingeborenen Bevölkerung mit den an strenge Disciplin gewöhnten und abgehärteten Soldaten ein gewisser Erfolg erzielt, aber auf die Dauer vermochten die Letzteren aus den ihnen zugemessenen Ländereien ihre Nahrung nicht zu ziehen. Die Männer verweichlichten, wurden zu bequem das Land zu bebauen und urbar zu machen, gaben sich ihren rohen soldatischen Gewohnheiten hin und schliesslich verödeten die Colonien oder starben aus, so dass neue Colonisten entsandt werden mussten, mit denen auch nicht viel mehr erreicht wurde. Die Schwäche des von Marschall Bugeaud verfolgten Systems lag darin, dass die Militärcolonisten nur für die Dauer ihrer Dienstzeit an militärische Ordnung und Mannszucht gebunden sein sollten, nach der Erfüllung ihrer Wehrpflicht aber in das bürgerliche Leben zurückkehren und der bürgerlichen Rechte wieder theilhaftig werden konnten, also die ihnen zugetheilten Güter als ihr volles Eigenthum behalten oder auch veräussern durften; sie wären demnach Bauern geworden und zwar nur zum ganz geringen Theile brauchbare. Hätte man aber an die ihnen zugemessene Hufe die Bedingung der Unveräusserlichkeit oder für den Eigenthümer die Belastung daran geknüpft, im gegebenen Falle Kriegsdienste zu thun, — wie das dem Systeme des Marschalls allein entsprochen haben würde, — so wäre damit für Algerien die mittelalterliche Eintheilung der Güter in Lehen und Allode begründet worden.

b) In der richtigen Erkenntniss also, dass eine Colonisation Algerien's auf anderem Wege betrieben werden

müsse, wandte die Regierung ihre Aufmerksamkeit in den folgenden Jahren den civilen Colonien zu, nachdem die Wogen innerer Unruhen sich etwas besänftigt hatten und die Militärcolonien weniger nöthig erschienen. Damit begann für Algerien die Periode der officiellen Colonisation unter dem Protectorate des Staats. Schaarenweise wurden aus dem Mutterlande die Auswanderer übergeführt, zumeist waren es Elsässer oder Bearnesen; um sich der Regierung angenehm zu machen, organisirten die Präfecten ganze Wanderflüge von Menschen, welche durch die ihnen gemachten Versprechungen angelockt, ihre Heimath verliessen, um drüben in Algerien ihr Glück zu machen. Jedem Colonisten waren 16—20 (darunter zwei bereits urbar gemachte) Hektaren Landes, ein aus zwei Gelassen bestehendes Wohnhaus mit Hofraum von 6 Aren und einem Garten von 30 Aren, ein Stück Rind, ferner halber Antheil an einem Karren, einem Pfluge und einer Egge zugesagt worden; ausserdem wollte die Regierung seine Ernährung für die Dauer von 3 Jahren übernehmen. Als die Auswanderer aber an der afrikanischen Küste landeten und im gelobten Lande sich geborgen glaubten, da fing das Elend erst recht an, denn in Wirklichkeit war für ihren Empfang nicht das Allergeringste und Nothwendigste vorbereitet worden; sie wurden in den Kirchen und in Zelten einquartiert, ein grosser Theil von ihnen musste unter freiem Himmel campiren und die natürliche Folge davon war, dass Krankheiten ausbrachen und die Lazarethe und Hospitäler mit Auswanderern sich füllten. Nur wenige erreichten die ihnen zum Voraus zugetheilten Ländereien und auch hier wartete ihrer nur Enttäuschung, denn die verheissenen Wohnhäuser waren nur Luftschlösser. Aus wenigen Brettern

zusammengeschlagene, elende Hütten wurden mehreren Familien zur gemeinsamen Wohnung angewiesen, bis die versprochenen eigentlichen Wohnhäuser gebaut werden würden; wenige Hektaren unbebauten, mit dichtem Gestrüpp überzogenen Landes wurden ihnen zugemessen und die ihnen eingehändigten Lebensmittel liessen sehr viel zu wünschen übrig oder waren nicht einmal geniessbar. Auch bezüglich der Auswahl der Orte, auf denen die zu schaffenden Dörfer gegründet werden sollten, bewies damals das Gouvernement von Algier wenig Umsicht. Die Ländereien wurden den Colonisten zugetheilt ohne Rücksicht auf die genügende Beschaffenheit des Bodens und ohne dass Vorerhebungen darüber angestellt worden wären, ob wenigstens brauchbares Wasser sich in der Nähe befinde. Meist mangelte das Letztere gänzlich und die neuen Dorfschaften erhoben sich in ungesunder, fieberschwangerer Gegend; barackenartig waren die hölzernen Häuser an einander gereiht ohne Zwischenraum, ohne Garten und ohne Luft. Die Missstände dieser „Concessions", dieser freien Vergabung der Ländereien, haben sich auch bald genug gezeigt. So lange die Regierung den Colonisten die nöthigsten Lebensmittel reichen liess, verharrten die Faulen im Müssiggange, warteten auf die Erfüllung der ihnen gemachten Versprechungen und als diese auf sich warten liess, verliessen sie schliesslich das Land, wiederum auf Kosten der Regierung, welche sie nach Frankreich zurückexpediren liess. Die Thätigeren aber zehrten unterdessen von den eigenen, kärglichen Geldmitteln, vertrauten nur auf die eigene Kraft und suchten, durch angestrengte Arbeit, Boden zu gewinnen. Es fand bald eine Verschiebung des Eigenthums statt und die Erde kam in die Hände derer, welche sie zu bewirthschaften ver-

standen. Als tüchtige Arbeiter thaten sich vorzüglich die nach Algerien Deportirten hervor, sie arbeiteten wie Neger zuerst im Tagelohne für ihre Arbeitgeber, bald aber auf eigene Rechnung. Ihnen schenkte die Regierung keinen Zoll Landes und doch gehören heutzutage einige von ihnen zu den wohlhabendsten Grundbesitzern.

Der Staat soll die Colonisation mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln fördern, aber er soll nicht selbst die Colonisation in die Hand nehmen und als Staatsgeschäft betreiben wollen, denn damit übernimmt er auch Verpflichtungen, denen er schliesslich doch nicht gewachsen ist; denn abgesehen davon, dass er gegenüber den von ihm entsandten Colonisten sich haftbar macht, für ihre Wohlfahrt zu sorgen, bürdet er sich Kosten auf, welchen er auf die Dauer nicht gewachsen sein kann. Es genügt nicht, dass er den Einwanderer in Haus, Hof und Land einsetzt, er muss auch dafür sorgen, dass jener wirklich geeignetes Land vorfinde und er muss ihn sicher stellen vor den Gefahren ungesunder Gegend, indem von Staatswegen Brunnen gebohrt, Hospitäler errichtet, Sümpfe ausgetrocknet, Aerzte entsendet und sogar Vorschüsse hingegeben werden. Schon im Jahre 1845 hat man dem französischen Kriegsminister, unter dessen Ressort damals die Colonie Algerien gestellt war, vorgerechnet, dass jeder im Namen der Regierung dahin geschickte Colonist dem Staate auf 8000 Franken zu stehen komme, und dass jeder dieser unglücklichen Auswanderer in Frankreich mit der Hälfte dieser Summe ein Jahr lang hätte bequem unterhalten werden können: man beraube also das Mutterland zugleich mit jedem Auswanderer, welchen man der Colonie zuführe, auch der Existenzmittel für zwei Menschen. Uebrigens hat die französische

12*

Regierung den gleichen Fehler schon in früheren Jahrhunderten und in einer anderen ihrer Colonien begangen. Im Jahre 1628 nämlich verpflichtete sich eine von Richelieu begünstigte Gesellschaft, innerhalb 15 Jahren 16,000 Colonisten nach Canada überzuführen; man versprach denselben für drei Jahre freie Wohnung, Gewährung aller Subsistenzmittel und nach Verlauf dieser drei Jahre sollte jedem ein zu seinem Unterhalte genügendes Stück Land und die dazu nöthige Aussaat eingeräumt werden. So lange Canada unter französischer Herrschaft verblieb, wurden diese der Colonisation scheinbar günstigen Bedingungen beibehalten und doch zählte Canada, als es im Jahre 1763 an England abgetreten wurde, nur 27,000 Colonisten. Die Engländer verstehen sich besser auf das Colonisiren, denn unter ihrer Regierung ist die Bevölkerung von Canada auf 2 Millionen gestiegen.

c) Die unentgeltliche Vergabung von Ländereien an die Colonisten ist eine ungeeignete, dem Zwecke nicht entsprechende Massregel, denn nur scheinbar erhält der Colonist seine Hufe unentgeltlich. Es werden Bedingungen an dieselbe geknüpft, indem er sich zu gewissen Leistungen und Arbeiten verpflichten muss und auch gehalten ist, seinen Wohnsitz auf dem ihm übergebenen Gute beizubehalten. In der Ueberwachung dieser übernommenen Verbindlichkeiten ist der Verwaltungsbehörde zu freier Spielraum eingeräumt: sie kann den Einen zu sehr belästigen und bedrücken, einen Anderen allzusehr begünstigen und ihm die Bedingungen erleichtern. Diese gratuite Vergabung schreckt auch den Käufer ab; wo der Colonist etwas ohne Bezahlung erhalten kann, wird er sich hüten, in den eigenen Beutel zu greifen; dass er nur scheinbar seine Hektaren

umsonst empfängt, dies erwägt er vorerst nicht; er zieht die vorerst noch in weiter Ferne liegenden Leistungen, die an seine Concession geknüpft werden, einem einmaligen Griffe in den Beutel, durch welchen er sofort freier, unbelasteter Eigenthümer werden könnte, vor. Dem Einwanderer soll es ferner überlassen sein, sich selbst den Ort auszusuchen und zu bestimmen, auf dem er seine Niederlassung gründen will und zwar auf seine eigene Gefahr; der Protection des Staats bedarf er dazu nicht, um sich zum Wohlstande emporzuarbeiten, wie uns deutlich genug das Beispiel jener Deportirten darthut. Der Colonist ist seines Glückes eigener Schmied; der Staat braucht für sein Wohl nicht einzustehen, denn das vermag er auch nicht. Aber der Colonist muss in den Stand gesetzt werden, sofort nach seiner Ankunft für das mitgebrachte Capital den ihm passend erscheinenden Grund und Boden käuflich erwerben zu können. Dazu ist erforderlich, dass man das Land vermesse und die einzelnen Loose in das Grundsteuerbuch eintrage, damit er sich aussuchen kann, was er braucht, denn der eine versteht sich auf den Weinbau, während der andere den Gemüsebau betreibt, ein Dritter ist Viehzüchter, ein anderer endlich Ackerbauer; die Bewirthschaftung des Landes kann ja auf verschiedene Weise geschehen. Im Jahre 1862 war diese Vermessung in Algerien noch nicht vollzogen, denn ein Circular des Marschalls Pelissier (vom 28. Juli 1862) enthält eigenthümliche Enthüllungen über diesen Punkt, indem es bedauert, dass in wiederholten Fällen neu angekommene Einwanderer, die zu landwirthschaftlichen Zwecken Grund und Boden erwerben wollten, nicht immer mit genügender Sorgfalt hätten untergebracht werden können, weil „infolge des Mangels an Geometern nicht Land genug

hätte vermessen und abgetheilt werden können!“ In Zukunft solle diesem Uebelstand dadurch abgeholfen werden, dass die zur Colonisation erforderlichen Ländereien zum Voraus in Bereitschaft gesetzt werden würden. Damals kam die Regierung zu der Einsicht, dass sie mit ihrem Concessionensysteme auch nicht ganz das Richtige getroffen hatte, es erschienen nach einander in kurzer Folge mehrere darauf bezügliche Verfügungen: die beschränkenden Clauseln und auflösenden Bedingungen, welche den gratuiten Vergabungen beigefügt waren und welche die Entwickelung des Landbaues behinderten, wurden aufgehoben und der Verkauf von Grund und Boden sollte das Concessionensystem, das nur in Ausnahmefällen angewendet werden würde, ersetzen. Dieses einzig richtige Princip, den Grund und Boden zu vermessen, in Loose einzutheilen und die einzelnen Parzellen den Colonisten zu verkaufen, ist das auch in Amerika geltende; seit 1850 ist es in Canada, seit 1831 in den australischen Colonien in Anwendung.

d) Berechtigt erscheinen dagegen die Concessionen an Corporationen und öffentliche Anstalten z. B. an Gemeinden und Schulen, sowie an Gesellschaften, die zu Arbeiten von allgemeiner Nützlichkeit, wie zur Aufführung von Dämmen, zur Anlage von Bewässerungsanstalten, zum Eisenbahnbau ermächtigt sind. Auch Genossenschaften, welche zur Beförderung der Einwanderung und zur Unterstützung der Colonisation zusammentreten, dürften in dieser Hinsicht gewisser Begünstigungen theilhaftig gemacht werden, aber nur nach Leistung genügender Garantien vor Missbräuchen. So ist in früheren Jahren der Compagnie Génévoise in der Umgegend von Sétif eine sehr bedeutende Strecke Landes eingeräumt worden, worauf sie sich verpflichtet hatte,

Dörfer zur Unterbringung von Colonisten herzustellen. Einige wenige Einwanderer wurden durch fälschliche Versprechungen und Vorspiegelungen angelockt, diese Dörfer zu beziehen, sie gingen meist in der wasserlosen, von Fieber heimgesuchten Gegend elend zu Grunde. Demnach blieb die Compagnie Génévoise Eigenthümerin von etlichen 20,000 Hektaren, welche ihr zur Begründung von Colonien überlassen worden waren. — Die Behörde muss den Abschluss der Verträge überwachen, welche die unter ähnlichem Vorwande gegründeten Gesellschaften mit den Colonisten vereinbaren und eine Controle über dieselben ausüben; sie muss den Einwanderer schützen, damit dieser nicht ein Opfer nur auf eigennützige Speculation, zum Schaden der Einzelnen und des Landes, ausgehender Genossenschaften werde. — Ein anderer Versuch zur Belebung der Colonisation durch Vereinigung staatlicher und gesellschaftlicher Fürsorge ist in den letzten Jahren angeregt und wohl seither auch gemacht worden. Herr Nouvion, Präfect von Oran, stellte sich an die Spitze einer Gesellschaft, die auf einem von der Regierung dazu hergegebenen Gütercomplexe Wohnhäuser für neue Zuzügler errichten und mit ihrer Einrichtung, sowie mit der Abtheilung und Abgrenzung des Grundes und Bodens sich befassen wollte. Der Colonist sollte dadurch den Vortheil geniessen, durch allmähliche, und zwar in jährlichen Terminen erfolgende Abtragung des Kaufpreises sofort Eigenthümer von Haus und Hof zu werden. So sind versuchsweise dreissig Häuser gebaut und jedem derselben 30 Hektaren Landes beigegeben worden; die Regierung übernahm dabei die Verpflichtung, alle gemeinnützigen Arbeiten und namentlich Strassen herstellen zu lassen. So würde der Colonist sogleich bei seiner Ankunft

ein schützendes Dach für sich und seine Familie vorfinden, das er sein eigen nennen darf; die ihm dasselbe bietende, unter staatlicher Aufsicht stehende Gesellschaft aber würde für ihre aufgewendeten Gelder genügende Sicherheit in den damit angekauften, durch Urbarmachung im Werthe erhöhten Ländereien besitzen. — An dieser Stelle ist noch eines anderen Projects zu gedenken, durch welches der Colonisation Algeriens gleichfalls neuer Zuwachs und neue Kraft zugeführt werden soll. Die „Commission de Géographie commerciale“ in Paris will nämlich die Idee eines Herrn Léon Boutard weiter verfolgen und mit den Pfleglingen der pariser Waisenhäuser die Colonie Algerien bevölkern. Dieser Plan ist folgender: die Waisenkinder sollen in einer zu errichtenden Anstalt auf algerischem Boden für ihren zukünftigen Beruf als Colonisten vorbereitet und jeder von ihnen soll nach erreichter Volljährigkeit in den Besitz eines kleinen Gütchens und des dazu gehörigen Inventars eingesetzt werden. In einer entsprechenden Anstalt würden auch die weiblichen Waisen untergebracht und ihnen die Besorgung der leichteren im Landbau vorkommenden Arbeiten übertragen werden, so dass sie in den Stand gesetzt würden, eine durch eigene Thätigkeit erworbene kleine Mitgift den inzwischen zu Colonisten herangebildeten und auf eigenem Boden ansässigen, männlichen Genossen, zu deren Lebensgefährtinnen sie herangezogen werden, zuzubringen. Zur Ausführung dieses Vorschlags wird von dem Generalgouvernement eine vorläufige Concession von 1000 Hektaren, welche nach Umständen im Laufe der Zeit vergrössert werden müsste, in der Provinz Constantine erbeten. Die dazu nöthigen Geldmittel aber werden durch freiwillige Beiträge und die bekannte, opferbereite Freigebigkeit der

französischen Nation aufgebracht. An der Spitze des ganzen Unternehmens stehen darum zwei Comité's: das Eine, aus hervorragenden und das öffentliche Vertrauen geniessenden Männern zusammengesetzt, soll die eigentliche Gründung dieser Waisencolonie betreiben; ein Anderes, aus den vornehmsten Damen Frankreichs (Dames du grand monde) bestehend, umfasst die Patroninnen des Unternehmens und diesen letzteren würde die Beitreibung der Gelder durch Veranstaltung öffentlicher Subscriptionen obliegen.

Auch in diesem letzteren Falle, wo es sich zugleich um Erfüllung eines menschenfreundlichen, wohlthätigen Zweckes handelt, lässt sich die Ertheilung einer Concession gewiss rechtfertigen. Dieses System der Concession von grossen Gütercomplexen ist übrigens von der Regierung auch zu patriotischen und politischen Zwecken verwerthet worden, indem sowohl nach der Revolution von 1848, als auch nach der Abtretung von Elsass-Lothringen an Deutschland im Jahre 1871 grössere Schwärme von Auswanderern in Algerien angesiedelt wurden. Indem aber den Colonisten aus Elsass und Lothringen eine Concession von 100,000 Hektaren zugesprochen wurde, vermochte sich die Colonialverwaltung nicht über den alten, verderblichen Fehler zu erheben. Anstatt den neuen Einwanderern die freie Wahl des Orts ihrer Ansiedelung zu lassen, wurde jeder vielmehr sofort nach seiner Ankunft in den Besitz des ihm zudecretirten Grundstücks eingewiesen.

e) Es ist nicht uninteressant, durch einen kurzen Blick auf die Vertheilung von Grund und Boden unter Eingeborenen einer- und Colonisten andererseits die Fortschritte der Colonisation durch den Landbau zu verfolgen. In der Angabe dieser Zahlen schliessen wir uns an Paul Blanc

und J. J. Clamageran an. Zur Zeit der Eroberung Algeriens durch die Franzosen lagen die Verhältnisse im Tell folgendermassen: etwa 3,000,000 Hektaren gehörten als volles Eigenthum den Kabylen; ungefähr 1,500,000 Hektaren hatten die Araber zu eigen, während etwa 3,000,000 Hektaren, aus Wäldern, Steppen, Flussbetten bestehend, der freien Benutzung der gesammten muselmännischen Bevölkerung anheimgegeben waren; endlich 1,500,000 Hektaren Landes, welches unter türkischer Herrschaft als „Beylik“ Krongut gewesen war, fielen der französischen Regierung als Staatseigenthum zu. Dieses letztere Land stand zu Zwecken der Veräusserung an Einwanderer in erster Linie zur Verfügung. Von diesem Beylik nun wurden im Laufe von mehr als dreissig Jahren den europäischen Einwanderern nur 463,604 Hektaren als Concessionen zugetheilt. Dagegen wurde durch das im Jahre 1863 erschienene Senatsconsult den arabischen Tribus das volle Eigenthum an allen den Ländereien zugesprochen, welche dem dauernden, traditionellen Niessbrauche derselben unterworfen waren, ohne dass es dabei auf eine nähere Begründung des Besitztitels weiter ankommen sollte. Dieser freigebigen Verfügung lag Napoleons damalige Absicht, aus Algerien ein arabisches Königreich zu machen, zu Grunde. Indem dieses Decret der weitesten Interpretation sich erfreuen durfte, wurden auf einen Schlag 689,616 Hektaren von dem erwähnten Krongute „Beylik“ an die arabischen Tribus vergeudet, in deren Besitz diese Ländereien nur durch Verpachtung oder durch einseitig widerrufliche Hingabe gelangt waren. Nachdem im Jahre 1870 für die „Société Algérienne“ von demselben Beylik eine Concession von 100,000 Hektaren abgetrennt und etliche Verkäufe vorgenommen worden waren, blieben

von den ursprünglichen 1,500,000 Hektaren nur noch etwa 130,000 Hektaren übrig, und doch hatten im Laufe von 40 Jahren die europäischen Einwanderer nur etwa 483,000 Hektaren als Concessionen erhalten, zu welchen sie noch von den Eingeborenen 155,000 Hektaren hinzugekauft hatten und ausserdem befanden sich 100,000 Hektaren in der Hand einer einzigen Gesellschaft. — Nach dem Aufstande von 1871 wurden den rebellischen Stämmen 171,000 Hektaren weggenommen und sequestrirt und den elsässisch-lothringischen Einwanderern dagegen 100,000 Hektaren angewiesen. So sind denn heutzutage noch etwas über 200,000 Hektaren vorräthig, welche durch Verkauf Seitens des Staats in die Hände der Colonisten gebracht werden können. Von den Eingeborenen konnten die europäischen Ansiedler im Ganzen nur etwa 155,000 Hektaren durch Kauf erwerben; diese verhältnissmässig sehr geringe Zahl erklärt sich aus dem besonderen Charakter des arabischen Eigenthumsrechts an Immobilien, welche als ungetheiltes Gesammtgut zumeist im Besitze der ganzen Tribus oder der einzelnen Duars in derselben stehen. Dieser Umstand erschwert selbstverständlich Kaufgeschäfte von Grundstücken, welche sich in arabischen Händen befinden, ganz bedeutend. Dazu kommt noch, dass dieses arabische Privateigenthum noch bis in die letzte Zeit nach muselmännischem Rechte behandelt wurde, das, selbst verwickelt, eine Menge von ausdrücklichen und stillschweigenden Resolutivbedingungen und Verclauselirungen zulässt, welche den Erwerber zurückschrecken, weil sie ihm genügende Sicherheit für rechtsbeständige Erwerbung nicht zu bieten vermögen. Das Gesetz von 1863 hatte diesen Uebelstand wohl erkannt und darum die Bestimmung aufgenommen, dass in möglichst

kurzer Zeit die Territorien der einzelnen Tribus abgegrenzt und unter die einzelnen Duars vertheilt werden sollten und überhaupt das persönliche, individuelle Eigenthumsrecht unter den einzelnen Gliedern dieser Duars überall da herzustellen sei, wo das ausführbar und förderlich erscheine. Allein es blieb in der Folge bei den blossen Worten dieses Decrets, das in seinem letzteren Theile nicht zur Ausführung kam, eine Nachlässigkeit der algerischen Regierung, welche sich später schwer rächen sollte. Die Trockenheit der Jahre 1866 und 1867 hatte völlige Missernte zur Folge; die kärglichen Vorräthe aus den vorhergehenden Jahren waren bald aufgezehrt, denn der Mehrertrag derselben war von den Arabern verkauft worden; die Lage wurde mit jedem Tage eine ernstere und eine furchtbare Hungersnoth decimirte die arabische Bevölkerung. Nur durch Anlehen im grössten Maassstabe hätte man diesem Nothstande zu steuern vermocht, allein der Credit braucht eine feste Grundlage und die arabischen Tribus und Duars warteten seit dem Jahre 1863 vergeblich auf die versprochene Abtheilung von Grund und Boden und auf Ausfertigung ihrer Besitzestitel. So vermochten sie sich denn auch nicht durch Verpfändung ihres Landbesitzes genügende Gelddarlehen zu verschaffen und trotz der Gastfreundschaft der Kabylen und der reichlich fliessenden Gaben der Europäer kamen sie zu Tausenden elendiglich um. Nach einer amtlichen Aufnahme hat sich die arabische Bevölkerung durch die Hungersnoth um 529,027 Köpfe verringert, also um den fünften Theil der ganzen eingeborenen Bevölkerung. Ein neues Gesetz aus dem Jahre 1873 weist auf die Bestimmungen des Senatsconsults von 1863 zurück und verfügt, dass fürderhin für den Begriff des unbeweglichen

Eigenthums, für Erhaltung und vertragsmässige Uebertragung von Grundstücken und den darauf haftenden Rechten das französische Gesetz gelten solle ohne Rücksicht auf die Person des jeweiligen Eigenthümers. Dasselbe Gesetz ordnet die sofortige Abtheilung des Gesammtbesitzes der Tribus und Duars am Grund und Boden unter die einzelnen Mitglieder dieser Verbände an. Ob durch diese Verordnung, welche dem Einzelnen allerdings Vortheile und Erleichterungen bringt, auf der anderen Seite aber die auf dem Gesammteigenthume an Grund und Boden fussende Solidarität (welche eine Grundbedingung für die ohnehin schon in's Schwanken gerathene Lebensfähigkeit des arabischen Volks ist) der arabischen Duars aufhebt, die Zwecke der Colonisation gefördert worden sind, wird sich aus dem Folgenden ergeben.

---

2. Algerische Strassen und Eisenbahnen.

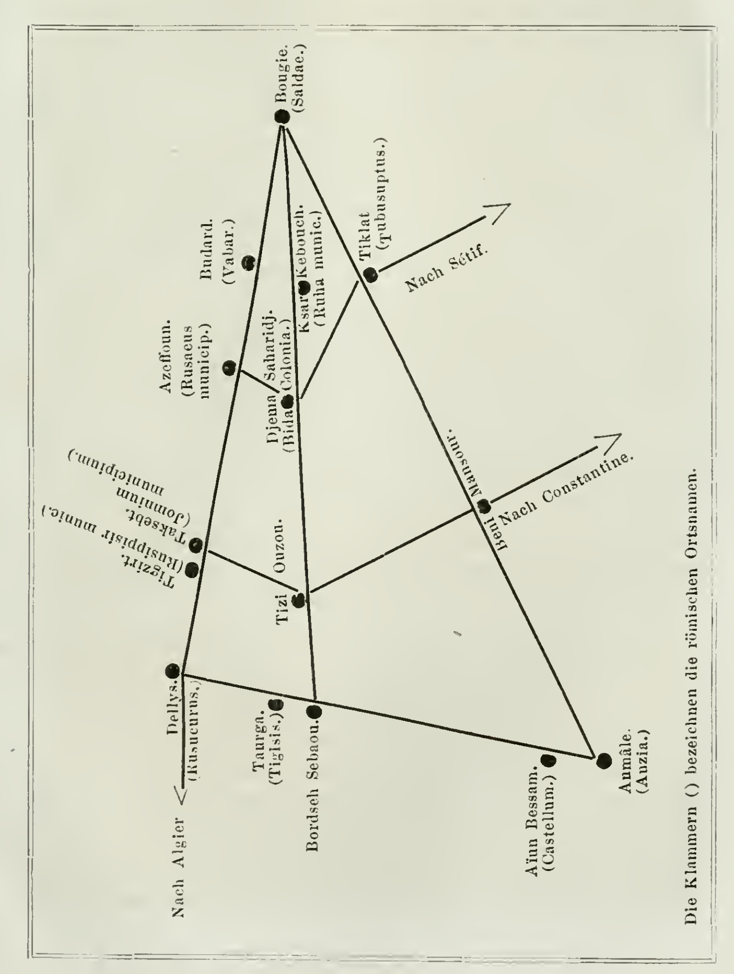
a) Algerische Strassen. Ein römisches Strassennetz in der Kabylie. b) Eisenbahnen in Algerien. Rentabilität. Eine Eisenstrasse quer durch ganz Algerien und eine Linie vom Meere bis zur Sahara. Projectirte Bahnen.

Wir haben den Versuch gemacht, durch kurze Andeutungen einen Ueberblick über die Verhältnisse am Grund und Boden in Algerien zu geben; wir sind im Laufe dieser flüchtigen Erörterung zu der Erkenntniss gekommen, dass eine Colonisation Algeriens durch den Landbau mit dem Concessionen-System sich nicht bewerkstelligen lassen wird, dass es vielmehr dem freien Ermessen und der Wahl des Einwanderers anheimgegeben werden muss, welchen Ort er zu seiner Ansiedlung als den tauglichsten wählen will.

Selbstverständlich wird ein erobertes Land nicht blos durch den ackerbautreibenden Einwanderer colonisirt, auch der Handelsmann und der Handwerker sind Colonisten. Ob diese beiden Letzteren dem Ersteren vorauszugehen haben oder umgekehrt, das wollen wir des Weiteren hier nicht untersuchen; doch haben die in den amerikanischen, australischen und auch algerischen Colonien gemachten Erfahrungen gelehrt, dass an Wirthshäuser, Schänken und Werkstätten zuerst kleine Gemüse- und Obstgärten, und allmählich auch grössere Höfe und Meiereien sich anzusetzen pflegten.

a) Die erste Bedingung einer gedeihlichen Colonisation aber ist die, dass ihr Wege und Strassen gebahnt werden. Vermittelst der Wege und Heerstrassen haben die Römer während mehreren Jahrhunderten das heutige Algerien beherrscht und im Zaume gehalten. Sie legten ihre Civil-Colonien an tauglichen, leicht zugänglichen Orten an, verbanden dieselben unter einander durch bequeme Strassen und sicherten die Letzteren durch zahlreiche Befestigungen, deren Trümmer heute noch die alten Pläne erkennen lassen. Es ist gewiss von Interesse, einen Blick auf das Strassennetz zu werfen, mit welchem von den Römern einst das kabylische Bergland umspannt worden ist. Mit richtigem Verständnisse erkannte Marschall Randon den Werth dieser Einrichtung und er ist dafür eingetreten, dass man den alten römischen Spuren folgen und dieselben Strassen ziehen müsse, welche einst die Römer angelegt hatten. Der letzte kabylische Aufstand wäre ein Ding der Unmöglichkeit gewesen oder hätte wenigstens im Keime erstickt werden können, wenn man dem von den Römern gegebenen Fingerzeige gefolgt wäre, welche es besser verstanden haben,

diesem tapferen Bergvolke in seinen wilden Schluchten und auf den steilen Abstürzen des Dschurdschura beizukommen, wie der beigefügte Plan der römischen Strassen zeigt:



Unterzieht man der Betrachtung das, was die Franzosen in dieser Hinsicht geleistet haben, seitdem sie die Herren Algeriens geworden sind, so wird man sagen dürfen, dass ihre Leistungen ungenügend erscheinen im Hinblicke auf die ungeheuren Bedürfnisse und die grosse Ausdehnung des Landes; geht man aber bei dieser Beurtheilung von den Zuständen unter türkischer Herrschaft aus, so muss den von der französischen Regierung vollbrachten Arbeiten vollste Anerkennung gezollt werden. Wie mancher Colonist erinnert sich noch der schlechten arabischen Pfade, welche noch zu Anfang der französischen Occupation die Ortschaften unter einander verbanden; eng und schmal durchzogen sie das Gestrüpp der Zwergpalmen, den Sümpfen folgend, durch dichtes Gebüsch und unter der niedrigen Wölbung stacheliger Feigen-Cacteen hindurchführend, waren sie kaum breit genug für einen einzigen Reitersmann oder den mit geflochtenen Körben behangenen Burriko, der oft genug an den Stacheln und Dornen der Blätter und Aeste hängen blieb. In der Regenzeit wurden diese Pfade grundlos, und Wochen, selbst Monate hindurch blieb der Colonist auf seiner Ansiedlung abgeschlossen von der benachbarten Stadt. Das ist alles anders geworden, breite, fahrbare Strassen durchziehen das Land nach den verschiedensten Richtungen und ganz abgesehen von den Feld- und Vicinalwegen, erfreut sich heutzutage Algerien eines Strassennetzes, dessen Gesammtlänge 6500 Kilometer beträgt. Selbst Eisenbahnen, diese wichtigen Förderungsmittel der Colonisation, sind endlich angelegt worden, nachdem man während 30 Jahren die raschen Fortschritte der Colonisation in Amerika durch diese Errungenschaft der modernen Wissenschaft unbeachtet gelassen hatte. Wo Eisenstrassen das

Land durchschneiden, entstehen beinahe von selbst am geeigneten Orte Mittelpunkte für die Bevölkerung und die Verwaltungsbehörde wird so der Mühe enthoben, mit grossen Opfern und Kosten Dörfer zu gründen ohne Verbindungsstrassen. Die jetzige Regierung scheint diese Versäumniss nachholen zu wollen und entfaltet grosse Thätigkeit im Bau von Eisenbahnen. Von den beiden Linien Algier-Oran und Philippeville-Constantine haben wir schon früher zu sprechen Gelegenheit gehabt; sie haben zusammen eine Länge von 530 Kilometern und rentiren befriedigend. Im Jahre 1875 betrugen:

für die Linie Algier-Oran
die Einnahmen: 3,970,279 frcs.,
die Ausgaben: 3,215,930 frcs.,

der Ueberschuss der Einnahmen über die Ausgaben beläuft sich also auf: 754,349 frcs. (81% der Ausgaben);

für die Linie Philippeville-Constantine
die Einnahmen: 2,210,663 frcs.,
die Ausgaben: 1,335,236 frcs.,

der Ueberschuss der Einnahmen über die Ausgaben beziffert sich also auf: 875,427 frcs.

Eine Linie von 30 Kilometern Länge, die übrigens Eigenthum einer Gesellschaft ist, führt von Bona nach den Bergwerken von Aïn-Mokra. In der letzten Zeit ist auch die Bahn von Bona nach Guelma beendigt und dem Verkehr übergeben worden. Guelma soll noch auf der einen Seite mit Constantine und auf der anderen Seite mit Souk-Arras an der tunisischen Grenze verbunden werden. Bis zu dem zuletzt erwähnten Orte wird eine, augenblicklich im Bau begriffene, die ganze Regentschaft Tunis von deren

Hauptstadt bis zur algerischen Grenze durchziehende Eisenbahnlinie führen, an welche, wie gesagt, die Regierung in Souk-Arras anknüpfen und dieselbe über Guelma, Constantine und durch die Kabylie (an der Strecke Constantine-Sétif wird bereits gebaut) bis Algier fortsetzen lässt, so dass dann Algerien in seiner ganzen Breite, von der Regentschaft Tunis bis zum Kaiserreich Marokko, von dem Eisenstrange durchschnitten sein wird. Eine andere wichtige Linie, welche den Hafen von Arzew mit Saïda am Rande der Sahara verbinden soll, ist im Bau begriffen; die Compagnie Franco-Algérienne hat die Ausführung derselben unternommen, nachdem ihr eine Concession von 300,000 Hektaren Halfa-Boden bewilligt worden ist. Schliesslich ist hier noch anzuführen, dass die Vorstudien zu einer Bahn von Rachgoun, einem kleinen an der Mündung der Tafna in das Meer, also westlich von Oran belegenen Orte, nach Tlemcen und an die marokkanische Grenze beendigt sind und das Ergebniss dieser Vorarbeiten sich günstig für die Ausführung dieser Strecke erweist. Ein letztes Project endlich ist die Linie Constantine-Tebessa.

---

3. Der algerische Handel.

Aufschwung desselben seit dem Jahre 1830. Eine tabellarische Uebersicht über Einfuhr und Ausfuhr. Fortschritt der Schifffahrt. Zusammenstellung der wichtigsten Einfuhrartikel. Die Folgen des Nothjahrs 1867 für die Ausfuhr. Die wichtigsten Ausfuhrartikel. Zwei algerische Specialitäten: Halfa und Crin végétal. Die verhasste Zwergpalme werthvoll im Dienste der Industrie.

Anhang: Moralischer Aufschwung; zur Statistik der algerischen Schulen.

Was die Bedeutung und Ausdehnung des algerischen Handels anlangt, so mögen hier einige Zahlen den Aufschwung desselben seit der französischen Besitzergreifung in beredterer Weise als Worte darthun. Im Jahre 1830 betrug die Ausfuhr Algeriens nach französischen und anderen Häfen: 1,500,000 frcs., die gesammte Einfuhr nach Algerien: 6,500,000 frs.; in den folgenden Jahren stieg die Einfuhr reissend rasch infolge der Bedürfnisse der starken, französischen Occupationsarmee in Algerien bis zum Jahre 1846, fällt aber dann wieder bedeutend, um dann vom Jahre 1849 an, ungeachtet der Verminderung der algerischen Besatzung, wieder rasch und andauernd zu steigen. Die Ausfuhr steigt von 1830 bis 1847, fällt dann wieder und erholt sich im Jahre 1849 ebenfalls, doch folgt sie der Einfuhr in ungleichem Schritte, bis sie in anhaltendem Aufwärtsstreben derselben näher kommt. Zur Veranschaulichung dessen mag folgende Zusammenstellung dienen:

im Jahre	betrug die Einfuhr: frcs.	die Ausfuhr: frcs.	
1830	6,500,000	1,500,000	
1846	106,700,000	—	
1847	—	5,100,000	
1848	82,500,000	3,400,000	bei 88.000 Mann Truppen

im Jahre	betrug die Einfuhr frcs.	die Ausfuhr frcs.	
1849	—	8,000,000	
1860	—	92,700,000	
1866	179,000,000	—	bei 45,000 Mann Truppen

In den Jahren 1867—1872 ist
der durchschnittliche Betrag der Einfuhr 188,000,000 frcs.,
der durchschnittliche Betrag der Ausfuhr 118,657,000 frcs.,
im Jahre 1872 betrug die Einfuhr 197,044,977 frcs.,
die Ausfuhr 164,603,634 frcs.

Geht man davon aus, dass die Ausfuhr am Besten die Productionskraft eines Landes zu erweisen vermag, so muss man sagen, dass im Laufe von 42 Jahren der algerische Handel 109 Male bedeutender geworden ist, als er es unter türkischer Herrschaft war.

Selbstverständlich geht mit dem Fortschritte des Handels der Fortschritt der Schifffahrt Hand in Hand. Vor der französischen Occupation besass Algerien, mit alleiniger Ausnahme des natürlichen Hafens von Mers el Kebir, nur einige offene Rheden, die jedem Winde ausgesetzt waren. Seitdem sind manche neue Häfen entstanden, unter welchen sich die von Algier, Bona und Philippeville durch besonders grossartige Anlage auszeichnen. Im Jahre 1855 betrug die Tonnenzahl der in algerische Häfen einlaufenden und daselbst ausladenden französischen Schiffe 369,849 Tonnen; die Zahl derselben stieg täglich und erreichte im Jahre 1872 die Höhe von 945,278 Tonnen. Rechnet man dazu noch etwa 432,000 Tonnen anderer Schiffe, so ergiebt sich nahezu eine und eine halbe Million als Tonnenzahl.

Als wichtigste Einfuhrartikel sind zu nennen:

Waaren.	im Jahre	durch-schnittl. Preis.	Zahl der Quantität.	Maass und Gewicht.	Werth.
		frcs.			frcs.
Zucker (Roh- und Raffinade.) . . .	1871	1. 10. das Kilo.	7,993,924	Kilogr.	8,565,939
Caffee	1871	1. 50. das Kilo.	2,771,629	Kilogr.	4.434.606
Weine	1871	23. 80. derHektol.	470,457	Hektolit.	11.297,520
Spirituosen . . .	1871	47. 20. derHektol.	29,563	Hektolit.	1,348,030
Oliven-Oel . . .	1867	—. 70. das Kilo.	314,553	Kilogr.	251,642
	1871	„	1,193,389	Kilogr.	854,711
Ordinäre Seifen. .	1871	—. 50. das Kilo.	4,658.183	Kilogr.	2,794,910
Gewobene Stoffe (aus Baumwolle, Hanf, Wolle u. Seide) .	1871	—	—	—	67,060,907

Der Aufzählung der wichtigsten Ausfuhrartikel müssen wir Folgendes voranschicken. Da dieselben vorzugsweise aus Vieh, Rohhäuten, Thierwolle und Getreide bestehen, so lässt sich die Einwirkung des Nothjahres 1867 hier deutlich an den Zahlen erkennen. Auf die Heuschreckenplage und eine Choleraepidemie folgte im Jahre 1867 eine derartige Hungersnoth, wie eine solche nach den Aussagen der Muselmänner seit drei Jahrhunderten nicht dagewesen war. Der Ernteertrag war kaum nennenswerth und es fehlte am nöthigen Futter für die Herden. So macht sich denn auf der einen Seite ein grosser Ausfall in der Getreideausfuhr und auf der anderen Seite ein grosser Zuwachs in der Aus-

fuhr des Viehs bemerkbar, denn da das Futter mangelte, wurden die Rinder um jeden Preis losgeschlagen. Besser erging es den Nomaden der Sahara, indem sie auf den unabsehbaren Weideplätzen der Steppe ihren Herden das nöthige Futter zu verschaffen wussten, so ist denn kein bedeutender Unterschied in der Wolle- und Schafe-Ausfuhr der Jahre 1867 und 1868 wahrnehmbar; ersichtlich bleibt die Wirkung des Nothjahrs aber auch hier. Die wichtigsten Ausfuhrartikel sind demnach:

Rinder:

1867:	30,309	Stück,	im	Gesammtwerthe	von	5,869,460	frcs.
1868:	23,443	„	„	„	„	4,581,760	„
1869:	22,094	„	„	„	„	4,402,475	„
1870:	2,476	„	„	„	„	486,120	„
1871:	3,610	„	„	„	„	580,060	„

Schafe und Ziegen:

1867:	285,164	Stück,	im	Gesammtwerthe	von	4,847,788	frcs.
1871:	310,914	„	„	„	„	5,285,538	„

Rohhäute:

1867-69:	9,953,391	St.,	i.	Gesammtwerthe	v.	16,243,788	frcs.
1870:	808,313	„	„	„	„	1,812,793	„

Schafwolle:

1867:	6,279,626	Kilogr.,	à	frcs.	1.	75.	=	10,990,245	frcs.
1868:	5,816,096	„	„	„	„	„	„	10,178,168	„
1871:	4,517,118	„	„	„	„	„	„	7,904,056	„

Cerealien:

(Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, diverse Mehle)

1867 wurden ausgeführt i. Gesammtwerthe v. 1,725,808 frcs.
1868 „ „ „ „ „ 15,150,372 „
1871 „ „ „ „ „ 25,873,520 „

Tabak:

a) in Blättern.

1867 wurde ausgeführt i. Gesammtwerthe v. 1,555,724 frcs.
1871 „ „ „ „ „ 2,179,282 „

b) verarbeitet.

1867 wurde ausgeführt i. Gesammtwerthe v. 2,225,741 frcs.
1869 „ „ „ „ „ 4,430,278 „
1871 „ „ „ „ „ 2,369,958 „

Halfa,

(botanischer Name: Stipa tenacissima, aus der Familie der Gramineen) findet sich in ungeheueren Quantitäten in allen algerischen Provinzen und in allen Regionen derselben. Diese Textilpflanze ist wegen ihrer mannigfaltigen Verwendung und Verarbeitung äusserst werthvoll: Teppiche, Körbe, Schuhe, Hüte, ausgezeichnete Seilerwaaren und Säcke werden daraus gefertigt und infolge einer neueren, englischen Erfindung wird sie auch mit Vorliebe zur Papierfabrikation verwerthet, indem die zähe Pflanze von der ihr anhaftenden harzigen Substanz befreit und ihre nervigen Fasern mit der Maschine zermalmt werden.

1861 wurden davon ausgeführt: 1,336 Tonnen,
1869 „ „ „ 5,300 „
1870 „ „ „ 43,217 „

1871 wurden davon ausgeführt:	60,943	Tonnen,
1872 „ „ „	44,007	„
1874 „ „ „	58,000	„

Crin végétal,

auch Crin d'Afrique genannt, zu Deutsch wörtlich: Pflanzen- oder vegetabilisches Haar, wird aus den Blättern der Zwergpalme gewonnen. Endlose Ebenen sind mit dem Gestrüppe der Zwergpalme überzogen, welche lange Zeit den Colonisten als ihr ärgster Feind verhasst war. Die Urbarmachung einer mit Zwergpalmen bewachsenen Hektare Landes kostete 300—400 frcs.; auf die Ausrottung derselben waren Prämien ausgesetzt, denn die mühevollste Arbeit war es, die tiefgelegenen, vielverschlungenen Wurzeln auszugraben, welche als Brennmaterial, oder auch zu Kohlen verbrannt, nur in geringem Maasse für die aufgewandte Mühe entschädigten. Die Eingeborenen wussten aus den Blättern und Stengeln der Zwergpalme besseren Nutzen zu ziehen, indem sie dieselben unter die Kameelhaare mischten, welche sie zur Anfertigung ihrer Zeltstoffe gebrauchen, auch Körbe, Fächer, Säcke, vorzugsweise aber Mattenfabrikate aus den getrockneten Blättern herzustellen verstanden. An diese Verwendung hat eine neuere Erfindung angeknüpft und die Blätter der vielverhassten Zwergpalme in gleichem Maasse wie die Halfapflanze zur Papierfabrikation für tauglich erklärt; weiter gehend hat man sogar entdeckt, dass dieselben nach Entfernung der ihnen anhaftenden, klebrigen Masse die feinsten, flachsartigen und zu Geweben vorzüglich verwendbaren Fäden liefere. So kann denn die Zwergpalme von der Wurzel bis zu den Blätterspitzen völlig verwerthet werden und zur Ausbeutung dieser neuen Industrie sind

bereits Fabriken errichtet worden. Die Wurzel wird zur Kohle verbrannt, die Blätter und Stengel dienen zur Matten-, Seil- und Papierfabrikation, sowie nach feinerer Behandlung zu Geweben und aus dem in der Frucht der Zwergpalme befindlichen Steine werden jene Rosenkränze, Bracelets und Colliers gedreht, die mit wohlriechenden Essenzen gebeizt auch bei uns zum Verkaufe gelangen.

Von diesem Crin végétal wurden

im Jahre	1853	ausgeführt:	158	Tonnen,
„ „	1871	„	4225	„
„ „	1872	„	9011	„

Anhang. Diese Ziffern bekunden in erfreulicher Weise eine gedeihliche Entwickelung der algerischen Colonie, darum haben wir auch geglaubt, diese Zusammenstellung als eine berechtigte hier beifügen zu dürfen. Allein nicht blos in dieser materiellen Hinsicht ist ein grossartiger Aufschwung zu constatiren, auch auf moralischem Gebiete ist derselbe nicht minder bedeutend, wie aus beifolgender Statistik der algerischen Schulen ersichtlich. In Algier selbst befindet sich eine Hochschule für Medicin, derselben sind auch zwei Lehrstühle für das Arabische beigegeben. In Bona, Constantine, Milianah, Mostaganem, Oran, Philippeville, Sétif und Tlemcen, also in 8 der bedeutendsten algerischen Städte sind Collège's, Algier hat ausserdem noch ein Lycée. Diese 9 Lehranstalten werden von 2200 Schülern — worunter 155 Muselmänner — besucht, also kommen je 70 dieser Schüler auf 10,000 europäische Einwohner (in Frankreich nur 17 auf die gleiche Einwohnerzahl!). Elementar- und Vorbereitungsschulen giebt es 618 mit 1200 Lehrern und Lehrerinnen und 59,000 Zöglingen beiderlei

Geschlechts; auf je 5 nichtmuselmännische Bewohner kommt also ein Schulkind, während in Deutschland und in der Schweiz nur ein Schüler auf 6 und in Frankreich auf 9 Bewohner kommt. Mit Ausnahme von zwei Gemeinden hat jede algerische Gemeinde ihre Schule. Ist auch der Zustand dieser Schulen nicht immer ein ganz zufriedenstellender und sind manche derselben der Verbesserung und Vervollkommnung bedürftig, so ist es doch immerhin interessant, zu sehen, dass die Colonie in dieser Hinsicht das Mutterland überflügelt hat.

4. Die eingeborenen Rassen und die Colonisation.

a) Der Nomade der Steppe und der Araber im Tell. Der Araber ein schlechter Ackerbauer. Der Krammes im Dienste der christlichen Colonisten. Aussterben der arabischen Rasse. b) Der Kabyle als Landmann in der Heimath und als Arbeiter in der Fremde. Die Kabylische Rasse werthvoll für die Colonisation. Macht der Civilisation. c) Wünschenswerthe Reformen. Schluss.

Unsere Betrachtung, welche wir über die algerische Colonisation und deren Entwickelung anstellen, muss sich noch nach einer anderen Seite erstrecken. Eine gedeihliche Entwickelung derselben wird nicht blos durch die Thätigkeit und die Arbeit der eingewanderten europäischen Colonisten bedingt, auch die eingeborene Bevölkerung kann und muss dabei mitwirken. Dadurch werden wir auf die Frage hingewiesen: Wie hat sich im Laufe der verflossenen Jahre das Verhältniss der europäischen Colonisten zu den muselmännischen Bewohnern des Landes gestaltet? Haben sich die Letzteren empfänglich gezeigt für die Vorzüge der Civilisation, mit welcher sie durch die Colonisation in Be-

rührung gebracht worden sind? Zur Beantwortung derselben müssen wir davon ausgehen, dass zwei gänzlich von einander verschiedene Rassen auf algerischem Boden von den Franzosen vorgefunden worden sind: die arabische und die kabylische.

a) Mit dem Namen Araber bezeichnen wir den Nachkommen der Beduinen des Hedscha's, den letzten Eroberer des nördlichen Afrika's, den Zeltbewohner und Nomaden der grossen Steppe, die mit ihrem fernen Horizonte und endlosen Perspectiven an seine eigentliche Heimath, die peträische Halbinsel erinnert. Diese weite Steppe, auf der ihm keine andere Macht Schranken zu setzen vermag, als die Gewalt des Stärkeren, auf der sich für ihn kein anderes Hinderniss findet, als das, welches die Natur ihm in den Weg legt, ist sein Element, die erste Grundbedingung seiner Existenz. Er lässt seine Herden weiden, wo ihm gutdünkt und auch ihn ernährt die Steppe; aus der Jagd und etlichen Vegetabilien, wie z. B. der essbaren Flechte, der weissen Trüffel, der Sommerwurz, dem Cynomorium u. a. m., welche selbst die Sahara hervorbringt, zieht er seine Nahrung, auch die Heuschrecke verschmäht er nicht und für seine anderen Bedürfnisse sorgt seine Herde. Diese, aus Kameelen und Schafen bestehend, weidet die mit salzigem Safte erfüllten Kräuter ab, welche die Thiere in den Stand setzen, auf tagelanger Wanderung des Wassers entbehren zu können. Sorglos wie seine Väter, in sein Schicksal ergeben, das einem Höheren zu lenken obliegt, hat er nie daran gedacht, dass es eine unschwere Aufgabe wäre, die Rasse seiner Thiere zu veredeln. Dieser Zustand ist seit Jahrhunderten in der Steppe der Sahara der gleiche geblieben, im Tell aber ein wesentlich anderer geworden. Hier giebt

es keine so endlose, weite Ebenen mehr; mit Wäldern bewachsene Berge und von Flüssen durchströmte Thäler hemmen den freien Durchzug der grossen Schafherden und der Kameele; auch die ebenen Strecken sind mit Gestrüpp und Dickicht überzogen und wo der fremde Colonist sich angesiedelt hat, setzen dem wanderlustigen Nomaden auch fremde Eigenthumsrechte unübersteigliche Schranken. Da er also hier durch rasches Wechseln der Weideplätze und durch ununterbrochenes Hin- und Herziehen seinen Herden das spärliche Futter nicht zu schaffen vermag, musste er sich der ganz anderen Bodenbeschaffenheit des Tell anzupassen suchen und seine Gewohnheiten ändern. Die Schafe werden durch Ziegen einer geringen Art ersetzt, das Kameel verschwindet beinahe gänzlich und an seine Stelle treten Rinderherden, die Stute und das Maulthier. Diese letzteren Thiere werden mit Stroh und Gerste gefüttert, die Herden aber müssen ihr Futter auf der Weide suchen; da aber diese nicht ergiebig genug ist, muss sich der Nomade dazu bequemen, durch den Anbau des Landes Ersatz zu schaffen. Um das zähe Dickicht der Zwergpalmen auszurotten, legt er Feuer an, ohne wegen der Folgen dieses wahnsinnigen Mittels besorgt zu sein, der leiseste Windhauch trägt die verheerenden Flammen in weite Ferne und der entblösste, kahle Erdboden giebt dann der Atmosphäre sofort das wenige Regenwasser zurück, das er in sich aufgenommen hat. Lässt vollends der Eintritt der Regenzeit, durch welche im Herbste der Graswuchs befördert wird, auf sich warten oder fällt statt des Regens Schnee und tritt Frost ein, so lichtet die Hungersnoth die Herden. Der Hirte aber, der darin eine Fügung des Himmels erblickt, ist nicht zu bewegen, diesem drohenden Unheile entgegen-

zutreten, selbst wenn ihm bei Zeiten Warnungen ertheilt und Hülfe geboten wird.

Mit gleicher Sorglosigkeit verfährt der Araber bei der Ernte: er schneidet die Aehre hoch oben am Halme ab, weil es ihm zu mühsam erscheint, den Rücken zu beugen; die Stoppeln, mit denen er seinem Vieh reichliches Futter bieten könnte, lässt er stehen und die weidenden Thiere treten sie nieder, wenn nicht vorher eine Feuersbrunst sie zerstört hat. Die Brunnen, welche unter türkischer Herrschaft gebohrt wurden, lässt er versanden, damit der Rumi aus denselben nicht seinen Durst löschen soll, ohne zu bedenken, dass er sich selbst dadurch Schaden zufügt; wenn seine Thiere nicht selbst Wasser ausfindig zu machen vermögen, leiden sie unerbittlich Durst. Wo im Dickicht und Gestrüpp sich eine Lichtung findet, da baut der Araber sein Feld an; wenn ihm ein Gesträuch im Wege ist, schneidet er es ab oder brennt es nieder, damit er seine Furchen ziehen kann; die Wurzel aber lässt er in der Erde, denn bis zum neuen Wachsthum des Strauchs hat er schon seine Frucht geschnitten. Mit rohem, ungefügem, alttestamentarischem Pfluge ritzt er die Erde auf und zieht wenige Linien tiefe Furchen: wenn nur spärlicher Regen zur richtigen Zeit fällt, so lohnt dennoch die fruchtbare Scholle seine geringe Arbeit und beschenkt ihn mit einer verhältnissmässig reichen Ernte. Wenn diese aber schlecht ausfallen sollte, dann ist der Krammes, welcher für seinen Herrn das Feld zu bestellen hat, ein geschlagener Mann. Kurz, der Araber ist der denkbar schlechteste Ackerbauer, in seinen Händen ist das fruchtbare Land des Tell beinahe werthlos, denn er vermag aus demselben seinen Lebensunterhalt nicht zu gewinnen und die ehemalige Kornkammer

Italiens hat sich unter seinem Besitze zur Wildniss verwandelt. Die Berührung mit den europäischen Colonisten ist für den Araber nicht von Nutzen gewesen; nur in ganz wenigen, als Ausnahmen zu bezeichnenden, Fällen haben es einige Duars über sich gewonnen, von den fremden Eindringlingen zu lernen und ihre Lage dadurch zu verbessern. Im Grossen und Ganzen aber sind die Araber sich gleich geblieben: der freie Zeltbewohner hat von jeher die Arbeit verachtet, er meidet die wohlgepflegten, europäischen Ansiedelungen, denen er sich nur nähert, um seine Stute aus dem gefüllten Wassertroge zu tränken, er ist fest davon überzeugt, dass die Anwesenheit dieser ihm lästigen Fremdlinge nur von kurzer Dauer und eine vorübergehende sein wird; der Krammes, der Knecht, der Leibeigene, welcher für seinen müssiggehenden Herrn die Arbeit verrichten muss, lässt sich wohl herbei, dem Colonisten an die Hand zu gehen und erweist sich als tüchtiger Arbeiter, wenn er richtig geleitet wird; für ihn hat die Arbeit nichts entehrendes, allein nur im Nothfalle nimmt und sucht er Dienste beim Rumi, sobald er vermag, kehrt er zu den Seinigen und in die alten Verhältnisse zurück. Und wurde er auch von seinem christlichen Herrn mit Wohlthaten überhäuft, so kennt er den Begriff der Dankbarkeit doch nicht und scheut nicht davor zurück, das empfangene Gute mit einem Verbrechen zu vergelten. Der Marabut sorgt dafür, dass der Krammes seiner Tribus nicht verloren geht: in der Zauja predigt er zum Hasse gegen die Ungläubigen und im fremden Hofe, dessen Gastfreundschaft er genossen, hetzt er den gläubigen Krammes wider seinen christlichen Herrn und stellt ihm vor, dass Alles, was vom Rumi komme, dem Muselmann Unheil bringe, Allah aber ein Greuel sei.

So darf es uns nicht wundern, dass die Araber jede für den Ackerbau von französischer Seite vorgeschlagene und erklärte Verbesserung stets entschieden zurückgewiesen und die zum Geschenke erhaltenen Ackergeräthschaften bald bei Seite gelegt und vernichtet haben. Der Araber ist eben kein Ackerbauer; die Einschränkungen, wie diese durch die Parcellirung des Tellgebietes zu Zwecken der Colonisation bedingt werden, verträgt er nicht und der Begriff des Privateigenthums, welches sein Wille nicht verletzen darf, ist dem Nomaden ein völlig fremder und unverständlicher. So findet er die Voraussetzungen für eine sichere Existenz im Tell nicht, ist auch nicht im Stande, durch eigene Thatkraft sich dieselben günstiger zu gestalten und die feste, unveränderliche Ansiedlung an einem Orte läuft seinen Gewohnheiten zuwider; er vermag sich in die veränderte Sachlage nicht zu schicken, immer mehr mit seinen Herden in die Enge getrieben, kann er den nöthigen Lebensunterhalt sich nicht erarbeiten, die schlechten Jahre, welche nicht zu den Ausnahmen gehören, treffen ihn mit verdoppelter Wucht und unter dem Zusammenwirken aller dieser Momente geht die arabische Rasse in Algerien ihrem Untergange entgegen.

Die muselmännische Bevölkerung in Algerien zählte im Jahre

1861: 2,765,139 Seelen,
1866: 2,629,620 „
1872: 2,123,045 „

Die in diesen Zahlen sich aussprechende, ungeheure Verminderung im Laufe von zehn Jahren betrifft zunächst und in erster Linie die arabische Rasse, welche im Jahre

1867 über 500,000 Angehörige verloren hat, aber, wie man aus denselben Zahlen ersieht, schon vor der Hungersnoth im Aussterben begriffen gewesen ist. Ja, man wird sogar noch weiter gehen und sagen dürfen, dass zumeist die arabische Bevölkerung im Tell von dieser immensen Sterblichkeit betroffen wird und weit weniger die Nomadenstämme der Sahara, die, in ihrem eigentlichen Elemente verharrend, auch in den Jahren der Hungersnoth genügende Nahrung gefunden haben und weniger von den Seuchen zu leiden hatten. Der Araber, der geborene Nomade, der in seiner freien Bewegung gehemmt und auf einen eng umgrenzten Raum angewiesen ist, aus welchem er für sich und seine Herden den nöthigen Unterhalt ziehen soll, wird hülflos zu Grunde gehen, wenn ihm nicht wie in der Sahara der Herr seine kärgliche, aber sichere Nahrung spendet. Die Nomaden, welche sich im Sommer dem Norden zuwenden, lassen in den „Ksar“ oder „Ksur“, den kleinen, befestigten Plätzen auf der Grenzscheide des Tell und der Sahara, an den letzten Abhängen des Atlas, ihre Vorräthe von Datteln und Getreide zurück unter der Obhut von Knechten, welche für die Ueberwachung dieser Magazine geringen, nach dem Quantum der aufgestapelten Vorräthe sich bemessenden Lohn beziehen. Auch diese Knechte sind Araber und Nomaden, ihrem Elemente und dem Hirtenleben entrissen siechen sie dahin und erscheinen lebendige Gespenster, ihre Hunde füttern sie mit Datteln, um sie nachher zu schlachten und zu verspeisen und aus dem Pferdemiste suchen diese Krammes die Gerstenkörner aus, um daraus Brod zu backen. Die in derselben Region gelegenen Städtchen der Mozabiten dagegen, sauber und reinlich schon von aussen, beherbergen eine wohlhabende, industrielle und

Handel treibende Bevölkerung, deren gesundheitlicher Zustand nichts zu wünschen übrig lässt.

Von diesen Thatsachen ausgehend, haben sachkundige Männer das Senatsconsult von 1863, welches der Colonisation grosse Landstrecken entzieht, um sie den arabischen Stämmen als volles Eigenthum zu übergeben und eine Parcellirung derselben unter diese anordnet, einer strengen Kritik unterzogen und dieses Gesetz, welches ein für sesshafte Lebensweise nicht geschaffenes Volk durchaus an feste, bestimmte Wohnsitze fesseln will, verurtheilt. Als einziges Mittel, dem sicher drohenden, gänzlichen Aussterben der arabischen Bevölkerung Einhalt zu gebieten, wird — und, wie mir wenigstens scheint, mit vollem Rechte — die Verpflanzung derselben in ihre früheren Wohnsitze, in die Steppe und in die Sahara befürwortet; die fruchtbaren Ländereien aber, welche sie bisher inne hatten und die sie nicht zu verwerthen vermochten, sollen den wirklichen Colonisten überliefert werden, wobei diejenigen Stämme, welche im Laufe der Zeit feste Wohnsitze gewonnen haben und durch gewerbliche oder wirklich landwirthschaftliche Thätigkeit den Zwecken der Colonisation dienen, in den Kreis der neuen Colonien aufzunehmen sind. Diejenigen Stämme aber, welche von der alten Sitte und den alten Gewohnheiten nicht lassen können oder wollen, ihr unstätes Wanderleben auch im Tell fortzusetzen versuchen und eben damit bekunden, dass sie den Werth und die Bedeutung fest abgegrenzten Eigenthums nicht zu schätzen und zu verstehen vermögen, sind zu ihrem eigenen Wohle nach den Steppen des Südens zu weisen, wo ihrer die alten, endlosen Weiden warten. Manche Strecken derselben allerdings, die früher als sehr fruchtbar und bevölkert bekannt waren, sind heute

vereinsamt und verödet infolge der Zwistigkeiten der einzelnen Stämme unter einander, wegen der daraus folgenden Unsicherheit der Herden und wegen des Wassermangels. Zahlreiche Brunnen und Quellen sind verschüttet worden, um dadurch dem Feinde zu schaden und, da Niemand den Schutt weggeräumt hat, in Vergessenheit gerathen; allein Beides: Sicherheit und Brunnen, vermögen guter Wille und fleissige Hände wieder herzustellen.

b) Ganz anders geartet ist die kabylische Rasse, wie wir schon früher gezeigt haben. Die Kebaïls, wie sie von den Arabern genannt werden, oder die Amazigh, wie sie selbst ihren Stamm heissen, können als die Autochthonen, als die Ureinwohner des Nordens von Afrika betrachtet werden. Sie besitzen ihre eigene Sprache, „Tefinagh" allgemein genannt, die derselben entstammenden Dialecte des Atlas tragen die Namen: Schellia und Zenatia. Wir haben früher schon manchen Unterschied der beiden Rassen hervorgehoben, welcher sich nicht blos als ein physiognomischer, sondern auch als ein moralischer documentirt. — Als die ersten grossen muselmännischen Horden das nördliche Afrika überschwemmten, vermochten die Kabylen diesem anbrausenden Strome nicht zu widerstehen, einige Stämme verliessen die Heimath, wandten sich dem Süden zu, um in der Sahara als Nomaden ihre Unabhängigkeit zu bewahren, der grössere Theil aber zog sich in die wilden Bergketten des Dschurdschura und des Atlas zurück, indem sie ihre fruchtbaren Felder in der Ebene den Eindringlingen preisgaben. Mit der Zeit nahmen sie die Religion ihrer Sieger an, aber indem sie sich den Islam aneigneten, suchten sie denselben ihren in's Blut übergegangenen, viele Jahrhunderte alten Gewohnheiten und Sitten anzupassen.

Allein trotz der Gleichheit des Glaubens sind Araber und Kabylen die erbittertsten Feinde geblieben. In manchen Gegenden allerdings vermochten sich die Kabylen vor einer Berührung mit den Arabern nicht so gänzlich abzuschliessen, wie in anderen: wo sie auf steilen Felsspitzen und in wilden, zerklüfteten Hochthälern des Dschurdschura, Aurès, Babor und Uaransenis ihre Dörfer bauten, hat sich der Character ihrer Rasse reiner erhalten, als in der Ebene und auf den Hochplateaux. Wenn auch in Folge dieser grösseren Berührung mit den arabischen Stämmen die kabylische Sprache vor der arabischen zurückweichen musste, so besteht dennoch der eigenthümliche Character der kabylischen oder berberischen Rasse fort. So sehr der Araber den Trieb in sich fühlt, als Nomade durch die Steppe zu schweifen, ebenso sehr ist dem Kabylen ein fester Wohnsitz Lebensbedürfniss. Im Gegensatze zu dem aristokratischen und despotischen Patriarchate der Araber finden wir bei den Kabylen eine freie, demokratische Verfassung und als Folge dieser letzteren eine höhere, edlere Stellung der Frau. Wodurch aber ganz besonders und am vortheilhaftesten der Berber von dem Araber sich unterscheidet, das ist sein Hang zur Thätigkeit und seine Liebe zur Arbeit, die er für keine Schande ansieht und auch nicht für erniedrigend hält. In seinen hohen Bergen eingeschlossen, hat er sich nicht auf die verschwenderische Fruchtbarkeit der Natur verlassen dürfen; von dem Grundsatze ausgehend: „Hilf Dir selbst und Gott wird Dir helfen!" hat er rüstig Hand an das Werk gelegt und jeden Zoll seines Feldes der rauhen Natur abgetrotzt und sich ein freies, rechtmässiges Eigenthum und seinen Kindern ein Erbe geschaffen, das er nach Möglichkeit im Werthe zu erhöhen sich bestrebt, indem er

immer neue Pflanzungen anlegt, für die nöthige Bewässerung sorgt, kurz alle Hülfsmittel, welche die Natur ihm bietet und die eigene Kraft, zu verwerthen versteht. Da er auf seinem steilen, abschüssigen Felde Cerealien nicht bauen kann, sucht er das Land des Arabers in der Ebene zu pachten und darauf das nöthige Getreide zu ziehen; auf seinem eigenen Grundstücke aber baut er vorzugsweise Bohnen, Platterbsen, Linsen, Garavancen, im Sommer auf feuchterem Boden Mais und verschiedene Arten von Sorgho, die ganze Reihe der kürbisartigen Gewächse, Rüben, Zwiebel und Pfeffer; prächtige Oliven-, Feigenbäume und von Obstbäumen der Birn-, Apfel-, Zwetschen-, Brustbeer-, Abricosen-, Citronen- und Orangenbaum füllen seinen wohlgepflegten Obstgarten, den man mit Recht einen Garten nennen kann. Er versteht es, in wilder, undankbarer Gegend aus der Erde allen Nutzen zu ziehen, der überhaupt daraus zu ziehen ist; die Hungersnoth, welcher die auf fruchtbarer Scholle wohnende arabische Bevölkerung zum Opfer gefallen ist, hat ihn nicht berührt, er gab im Gegentheile in gastfreundlichem Sinne von seinem Ueberflusse zur Linderung der Noth an den Araber ab.

Der Kabyle trägt kein Bedenken, seine Heimath zu verlassen, um in der Fremde sein Brod zu verdienen und sich ein kleines Capital zusammenzuscharren; einzelne Dörfer entsenden ihre jüngeren Männer, damit sie sich die Geldmittel zum Ankaufe eines eigenen kleinen Gütchens erwerben sollen. Diese treten dann als gesuchte und gut bezahlte Gehülfen meist bei Maurern ein und arbeiten an den Dämmen, den Bewässerungsanstalten und an den Strassen; manche Bergwerke werden ausschliesslich vermittelst kabylischer Arbeiter ausgebeutet und auch in zahl-

reichen Fabriken sind sie beliebte Arbeiter. Der Kabyle weiss den wahren Werth des Eigenthums zu schätzen; trotz der Zähigkeit, mit der er an alten, von den Vätern ererbten Gebräuchen und Sitten festhält, hat er Geschmeidigkeit des Characters genug, um für die Verbesserung seiner Lage empfänglich zu sein, und während die Constitution der arabischen Familie mit den Sitten und Gesetzen eines civilisirten Volks nicht in Einklang zu bringen ist, entspricht diesen letzteren das kabylische Familienrecht beinahe ganz.

So können wir denn aus diesen kurzen Notizen den Schluss ziehen, dass das berberische Element zur Hebung der algerischen Colonisation nicht wenig beizutragen im Stande sein würde, wenn man ihm die Möglichkeit zur Entfaltung seiner Thätigkeit bieten und ihm die gleichen Begünstigungen in Bezug auf den Landbesitz zuerkennen wollte, deren im Jahre 1863 die zur Colonisation nicht zu verwendenden und unbrauchbaren arabischen Nomaden theilhaftig gemacht wurden. Aber dabei darf die französische Regierung nicht ausser Acht lassen, dass die Kabylen noch heute dasselbe kernige und kräftige Volk sind, das einst mit den Karthagern und Römern in häufigen Kämpfen sich gemessen und das, nachdem es seine arabischen Sieger wieder bemeistert hatte, im Westen ein mächtiges Reich errichtet hat, dessen Grenzen selbst Theile von Spanien umschlossen haben. Auch die Aufständischen des Jahres 1871 haben sich als tapfere Nachkommen eines Massinissa, Bocchus und Jugurtha bewährt. Nicht durch die brutale Gewalt der Waffen, sondern durch eine friedlichere und doch sicherere Machtentfaltung wird es gelingen, das kräftige, lebensfähige Bergvolk den Zwecken der Colonisation

völlig dienstbar zu machen: wenn europäischer Civilisation der Weg in das Hochgebirge des Dschurdschura und des Atlas gebahnt, wenn das darin hausende, abgeschlossene, und darum dem Aberglauben und Vorurtheile zugängliche Volk in Berührung gebracht wird mit europäischer Cultur, dann wird auch der Kabyle fähig sein, in gemeinsamer Arbeit mit dem europäischen Colonisten den alten, geschichtlichen Boden Algerien's, in physischer und socialer Hinsicht, neu zu beleben. Wird auch eine völlige Assimilation infolge des starren Glaubensunterschiedes als ein Ding der Unmöglichkeit hingestellt, so wird doch durch ein gemeinsames Lossteuern auf dasselbe Ziel ein nicht minder werthvolles Resultat erreicht werden.

c) Um aber durch die Macht der Civilisation dieses Resultat zu erreichen, muss in erster Linie die Verwaltung des Landes den militärischen „Bureaux arabes“ abgenommen und in die Hände bürgerlicher Beamten gelegt werden. Eine gründliche Reform auf diesem Gebiete ist unumgänglich nothwendig, denn die Regierung durch die Bureaux arabes bedeutet kein Anderes, als die Regierung durch die Armee. Die Aufgabe der Armee aber ist der Kampf und nicht das Regieren; die Armee soll und darf ihre Macht nur entfalten, um Aufstände zu unterdrücken, nicht aber kann sie denselben vorbeugen. An die Spitze der algerischen Regierung gehört ein auf dem Gebiete der bürgerlichen Verwaltung bewanderter Beamter, kein General, dem man wohl den Titel eines Civilgouverneurs übertragen kann, der aber darum noch nicht die nöthigen Eigenschaften eines solchen zu besitzen braucht, wohl niemals auch besitzen wird. Solange, wie das in den Jahren 1830—1848 der Fall war, die Unterwerfung des Landes die erste Aufgabe ist und die

Colonisation darum in den Hintergrund tritt, erscheint es als berechtigt, wenn in eines Kriegsmanns festere Faust die Zügel der Regierung gelegt werden; sobald aber die Ruhe wieder eingekehrt ist und die Eroberung vollendet, dann treten die colonialen Interessen in den Vordergrund, zu deren Wahrung es keines grossen Feldherrn bedarf, dessen wichtige Dienste dadurch dem Mutterlande entzogen werden. Dann ist ein erprobter, tüchtiger, bürgerlicher Beamter am Platze, dem es nicht schwer fallen wird, durch verständigen Sinn und ehrenwerthen Character die Zuneigung und das Vertrauen auch der eingeborenen Bevölkerung sich zu erwerben, und dem es frei stehen muss, bei Ausbruch von Unruhen im Lande über die bewaffnete Macht zu verfügen. — Bürgerliche Beamten müssen über den Gesetzen wachen und dieselben anwenden und diese Gesetze sollten die französischen sein, denen auch der Colonist unterworfen ist. Indem die eingeborene Bevölkerung mit der Segnung des individuellen Eigenthums beschenkt wurde und verfügt worden ist, dass die Verhältnisse am Grund und Boden den Bestimmungen des französischen Rechtsbuchs unterstellt sein sollten, ist mit der Ausdehnung desselben auf die indigenen Elemente der Colonie ein rühmenswerther Anfang gemacht worden. Eine weise Politik wird es bei diesem ersten Schritte nicht bewenden lassen, sondern auf dieser Grundlage weiter bauen, indem sie das ganze, im Mutterlande geltende, bürgerliche Recht auch auf die eingeborene algerische Bevölkerung anwendet und die Handhabung desselben französischen Richtern anvertraut, nachdem zuvor die aufgezwungenen Kadi's und Kaid's, die meist nur den eigenen Vortheil eigennützig verfolgen, aus ihrer anmassenden Stellung enthoben sein werden. Nicht auf einen Schlag

und nicht mit Gewalt lässt sich diese Neuerung durchführen, sondern indem zuerst die bessernde Hand da angelegt wird, wo die Sitten und Gebräuche der Eingeborenen mit unseren Anschauungen am Meisten übereinstimmen und indem auch dem Unterschiede des Glaubens Rechnung getragen und dieser geachtet wird.

Anmerkung: Während wir diese Zeilen schreiben, bringen uns die Zeitungen die Nachricht, dass sich eine „freie Vereinigung für algerische Angelegenheiten", welche über hundert Deputirte und Senatoren zählt und Herrn Gambetta zu ihrem Vorsitzenden erwählte, constituirt hat. Dieselbe will den Missbräuchen der algerischen Verwaltung entgegenwirken und tritt dafür ein, dass die militärische Verwaltung und Justiz dort aufgehoben und die Colonie unter das allgemeine Recht gestellt werden soll. Dass die Spitze dieser Vereinigung sich nicht gegen den algerischen Generalgouverneur Chanzy richtet, der allerdings von seinem rein militärischen Standpunkte aus die beabsichtigte Reform für verfrüht hält, geht am Besten daraus hervor, dass die Aufhebung seines Postens seine Stellung nicht vermindern würde, da er im Gegentheile für diese Eventualität für ein bedeutendes Commando im Mutterlande in Aussicht genommen ist.

DRUCK VON JOHANNES PÄSSLER, DRESDEN, GR. KLOSTERG. 6.






UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 14 30 12 06 003 7